

VILLINGEN IM WANDEL DER ZEIT

Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jahrgang XXIV / 2001



Jahresheft XXIV

Beiträge des Jahres 2000
zur Kultur, Geschichte und Gegenwart

Herausgeber:

Geschichts- und Heimatverein Villingen e.V.

Vorstand:

Günter Rath, 1. Vorsitzender
Dr. Helmut Kury, 2. Vorsitzender
Georg Schuhbauer, Kassenverwalter
Claudia Wildi, Schriftführerin

Beirat:

Claudia Berger
Werner Echle
Elmar Feiß
Karl-Heinz Fischer
Elmar Fuhrer
Gerhard Hirt
Kurt Müller
Hermann Preiser
Adolf Schleicher
Herbert Stoffel
Michael Tocha
Hubert Waldkircher
Karl-Heinz Weißer
Josef Zieglwalner

Geschäftsstelle:

Geschichts- und Heimatverein e.V.
Schillerstraße 7
78048 VS-Villingen
Telefon (0 77 21) 5 2712

Bankverbindungen:

Sparkasse Villingen-Schwenningen
(BLZ 694 500 65) Konto-Nr. 5464
Volksbank eG Villingen
(BLZ 694 900 00) Konto-Nr. 1315 04

Heftpreis: DM 25,-;
zu beziehen über den örtlichen Buchhandel.
(1 Jahresheft für Mitglieder im Mitgliedsbeitrag
enthalten)

© Geschichts- und Heimatverein e.V., 2000

Redaktion:

Hermann Colli, Gerhard Hirt, Günter Rath,

Verantwortlich für Text und Abbildungen:

Die Verfasser
Autorenverzeichnis auf Seite 120

Die Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.
Sie wurden in der von den Autoren überlassenen
Fassung unverändert übernommen.
Jede nicht genehmigte Vervielfältigung ist
unstatthaft. Nachdruckgenehmigungen sind
beim Vorstand einzuholen.

Titelbild:

Eine Stadt verändert immer wieder ihr Gesicht.
Die Malerin Waltraud Oloff hat das in Villingen
in zahllosen Bildern immer wieder festgehalten.
Der vertraute Blick von der Färberstraße in
Richtung Münster ist eines ihrer liebsten Motive.
Es wird nach der Beendigung des Naubaus vom
Drogeriemarkt Müller – wie viele andere Blick-
winkel der Villingen Altstadt – anders aussehen.
Die Künstlerin hat in rund 50 Jahren manches
Winkelchen und Eckchen der Stadt so gemalt,
wie es sich in den Köpfen vieler heimatbewusster
Villinger festsetzt. Ihre aktuellen Gemälde sind
oft nach kurzer Zeit historische Dokumente.

Bildnachweis:

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten im Heft)

Archiv-Kienzleblätter: 97, 98

Hermann Colli: 11, 16, 21, 37, 38, 39, 40, 91, 99, 102

Walter Gentner: 18

Jochen Hahne: 19, 94, 95

Werner Huger: 49, 50, 51, 53, 59, 60

Waltraud Oloff: 12, 13, 14, 15 und Titelfoto

Rolf Semmelroth: 22-33

Herbert Schroff: 20, 104 (Repro)

Stadtarchiv: 93

Artur Summ: 34, 35, 36

Cristine Veit: 41, 42, 43, 44

Hubert Waldkircher: 75, 77

Wir danken für die freundliche Abdruckerlaubnis.

Layout / Grafische Gestaltung:

Hermann Colli, Gerhard Hirt, Anton Mütz, Günter Rath

Repros, Satz und Druck:

W. Leute, Buchdruck – Offsetdruck, VS-Villingen

Vorwort des 1. Vorsitzenden	8	<i>Ute Singer / Hermann Colli</i>	
<i>Hermann Colli</i>		Dr. Johann Nepomuk Häßler	86
Waltraud Oloff – Die Malerin des alten Villingen	11	<i>Luisa Galioti</i>	
<i>Walter Gentner</i>		Ausgrabungen im Quartier Riet- und Färberstraße	22
Die Villingen Badgass um 1932	17	<i>Wilfried Strohmeier</i>	
<i>Bernd Schenkel</i>		Erinnerung, Verantwortung und Zukunft Die Geschichte der Fremdarbeiter in Villingen	96
<i>Dr. Edith Boewe-Koob</i>		<i>Dieter Ehnes</i>	
Eine liturgische Seltenheit aus dem Kloster St. Clara in Villingen	22	Die städtebauliche Entwicklung am Riettor in Villingen	99
<i>Artur Summ</i>		<i>Walter K. F. Haas</i>	
Aquarelle sind mein Hobby	34	Das Postwesen im alten Villingen	103
<i>Günter Rath</i>		<i>Hermann Colli</i>	
Karl Knecht – Die Liebe zu seiner Heimat- stadt wird in seinen Bildern lebendig	37	Villingen und St. Georgener Geschichts- freunde pflegen freundschaftliche Kontakte .	106
<i>Christine Veit</i>		<i>Karl Haas / Stefan Rösch</i>	
Zur Ausstellung „Villingen Motive“	41	Die Stadtfarben der Stadt Villingen in Wappen und Fahnen	108
<i>Werner Huger</i>		<i>Josef Oswald</i>	
Geologie in und um Villingen	45	Die höhere Töchterschule St. Ursula	110
<i>Dr. Edith Boewe-Koob</i>		Mit Elisabeth Neugart durchs Städtle	112
Pater Alban Dold, Benediktiner der Erzabtei Beuron	62	<i>Hans Wenzel</i>	
<i>Hermann Preiser</i>		Gesamtübersicht über wesentliche Beiträge seit dem Jahresheft XVI	114
Die Benediktinerkirche.	70	<i>Claudia Wildi</i>	
<i>Hubert Waldkircher</i>		Das Vereinsjahr 2000	118
„Tannenhöhe“ – ein Haus im Wandel der Geschichte	75	Autorenverzeichnis	120
Aus den Memoiren von Ober-Postinspektor Joseph Stadler	78		

Grußwort

Zur 24. Ausgabe ihres Jahresheftes gratuliere ich den Verantwortlichen des Geschichts- und Heimatvereins Villingen sowie allen Leserinnen und Lesern. Informativ und unterhaltsam ist die Publikation in den vergangenen 30 Jahren zu einem unverwechselbaren Teil der Sammlung von Veröffentlichungen über die Geschichte Villingens und der gesamten Region geworden. Das Jahresheft bietet Geschichte, die für jeden von uns interessant ist. Der Sinn für Tradition verbindet sich aufs Beste mit dem offenen Blick für die Zukunft.

Alle Mitwirkenden treten mit dieser Ausgabe den Beweis dafür an, dass die Pflege von Heimatgeschichte und Traditionsbewusstsein Gemeinschaft stiftet und sowohl Freude wie Freunde macht. Dafür möchte ich von Herzen danken.

Wir leben in einem Land, in dem Heimat-, Geschichts- und Traditionsbewusstsein zu den Fundamenten der Gemeinschaft gehören. Villingen – Ihre schöne Stadt – und ganz Baden-Württemberg tragen ein menschliches Antlitz, weil hier Bürgerinnen und Bürger leben, die ihr Brauchtum auch heute noch pflegen und in die Zukunft tragen.

Heimat ist kein verstaubter Begriff. Sie ist für den Menschen lebensnotwendig. Heimat ist nicht Abschottung und geistige Enge, sondern Offenheit und Blick über Grenzen hinweg. Bewahrung der eigenen Kultur und Begegnung mit allen anderen Kulturen: das ist wahre Heimatliebe.

In diesem Sinne grüße ich die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins Villingen sowie alle Leserinnen und Leser sehr herzlich.

Erwin Teufel
Ministerpräsident des Landes
Baden-Württemberg

Grußwort

Es gibt kaum einen geschichtsträchtigen Winkel in Villingen, der in den Jahresheften des Geschichts- und Heimatvereins noch unerwähnt blieb. Und innerhalb der Stadtmauern existiert wohl kein historisches Gebäude, über dessen Historie in dieser interessanten Schriftenreihe nicht schon berichtet wurde. Viele Text- oder Bildbeiträge regen zum Nachdenken an, manche stimmen den Leser traurig, andere sind erheiternd. Alle Abhandlungen jedoch haben eines gemeinsam: Sie wurden von Autoren verfasst, die unsere Stadt lieben und ihr umfangreiches Wissen, ihre Erkenntnisse und das von ihnen zusammengestellte Material gerne an andere weitergeben möchten.

Auch die vorliegende Ausgabe widmet sich Themen, die nicht nur für die Bevölkerung von Villingen-Schwenningen interessant sein dürften, sondern für alle, die den Reiz unserer schönen Stadt einmal erlebt haben und gerne Näheres über Einzelheiten erfahren möchten. Ob Bilder vom alten Villingen oder der Rückblick auf das Postwesen im alten Villingen (der Autor Walter K. F. Haas verstarb vor wenigen Wochen) – auch das Jahresheft 2001 lädt zum Studieren, Nachschlagen und Blättern ein. Alle Texte und Bilder versetzen uns zurück in Zeiten, die viele nur noch aus Erzählungen von Vorfahren kennen.

Dem Geschichts- und Heimatverein ist mit dieser Ausgabe wieder ein lehrreiches und informatives Werk gelungen. Ich danke allen, die an der Erstellung dieser Ausgabe beteiligt waren und wünsche den Leserinnen und Lesern bei der Lektüre viel Freude.

Dr. Manfred Matusza
Oberbürgermeister

Vorwort

Im neuen Gewand darf ich Ihnen das 24. Jahreshaft des Geschichts- und Heimatvereins übergeben.

Wir wünschen uns, mit dem leicht veränderten Titel auch Menschen auf unser Jahreshaft aufmerksam zu machen, die nicht Mitglied unseres Vereins sind oder historische Periodika sonst nicht in die Hand nehmen.

Die 24. Ausgabe bietet Ihnen wieder eine Fülle von Information und Unterhaltung. Mein Dank gilt auch in diesem Jahr unseren Autoren, die ihr Wissen und ihre Forschungsarbeit als Beiträge zur Verfügung gestellt haben. Aus den unterschiedlichsten Blickwinkeln kommt die Verbundenheit mit unserer Stadt, ihrer Geschichte und Tradition ebenso zum Ausdruck wie die Offenheit, aber auch konstruktive Kritik gegenüber neuen Entwicklungen. Unter dem Motto „Tradition hat Zukunft“ ist es unser Ziel, Brücken zu bauen sowie Interesse für die Stadt- und Heimatgeschichte zu wecken, Geschichte, Traditionen und Brauchtum gemeinsam zu erleben.

Christine Veit blickt zurück auf eine interessante Ausstellung zu Villingen Motiven, die in der Sparkasse Villingen im November 1999 stattgefunden hat und bei der Ansichten von Villingen Straßen und Winkeln zu sehen waren, die bisher einer breiten Öffentlichkeit nicht gezeigt werden konnten. Hermann Colli porträtierte mit Waltraud Oloff eine bedeutende Malerin des „alten Villingen“. Lebendig wird die Liebe zur Heimatstadt auch in den Bildern von Karl Knecht und Artur Summ.

Walter Gentner warf für uns einen Blick in die Villingen Badgass im Jahr 1932 und mit großer Freude veröffentlichen wir einen Beitrag zur Villingen Altstadtkirche, den der Leistungskurs Ge-

schichte des Villingen Romäusringgymnasiums mit unserem Mitglied Bernd Schenkel mit viel Sorgfalt und Liebe erarbeitet hat.

Dr. Edith Boewe-Koob stellt uns eine liturgische Seltenheit aus dem Kloster St. Clara vor und verfasste ein Porträt über Pater Alban Dold, Ehrenbürger der Stadt Villingen, dessen Todesjahr sich 2000 zum vierzigsten Mal jährt. Verbunden mit einer Geschichte aus seiner Feder zur Lorettokapelle ist das Porträt über das erste Ehrenmitglied unseres Vereins, Johann Nepomuk Hässler, von seiner Tochter Ute Singer und Hermann Colli.

Geologisches Wissen vertieft das Verständnis für das Werden und Vergehen unserer Heimat. „Wenn Steine reden könnten,“ betitelte unser Ehrenmitglied Werner Huger seinen Beitrag zur Geologie im Gropptal.

Hermann Preiser beschäftigte sich in einem weiteren Beitrag mit der Geschichte der Benediktinerkirche, und dass sich der Geschichts- und Heimatverein auch und gerade der aktuellen Diskussion nicht verschließt, zeigen der Beitrag „Ausgrabungen im Quartier Rietstraße/Färberstraße,“ für dessen Abdruck wir dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in seiner neuesten Ausgabe der Archäologischen Ausgrabungen herzlich danken. Den Vortrag des Geschichts- und Heimatvereins von Stefan Alexander Aßfalg zur Geschichte der Fremdarbeiter in Villingen fasste für uns der Redakteur des Schwarzwälder Boten, Wilfried Strohmeier, zusammen.

Von intensiver öffentlicher Diskussion begleitet war und ist die bauliche Entwicklung vor dem Riettor und dem Gelände der ehemaligen Landeszentralbank. Die Arbeitsgruppe Innenstadt innerhalb des Geschichts- und Heimatvereins hat nicht nur zu diesem Bereich der Entwicklung Villingens

wesentliche Akzente gesetzt. Dieter Ehnés berichtet über den Verlauf der Diskussion und den Stand der Planung.

In dankbarer Erinnerung an Walter K. F. Haas, Mitglied des GHV seit der ersten Stunde, veröffentlichten wir einen Beitrag zum Postwesen im alten Villingen, den er uns im Frühjahr für dieses Jahresheft zur Verfügung gestellt hat.

Die guten Beziehungen zum Heimatverein in St. Georgen kommen in einem Gedicht zum Ausdruck, das uns die Freunde aus St. Georgen anlässlich unseres 30-jährigen Jubiläums gewidmet haben.

Dr. Oswald, Schulleiter der St. Ursula-Schulen erinnert in seinem Beitrag an die Schließung der Schule vor 60 Jahren.

Wir sehen als Ziel der Bemühungen unseres Geschichts- und Heimatvereins in schriftlichen Beiträgen, Vorträgen und Exkursionen, die Verankerung des Menschen in der Tradition zu stärken, nicht aber, ihn zu ermuntern, aus der Gegenwart in die Vergangenheit zu fliehen und sich dort häuslich einzurichten. Ein Rückzug in die Idylle wäre der falsche Weg; vielmehr sollte die Verwurzelung in der Tradition Kraft für's Weiterwachsen heute und morgen verleihen. Eine solche im besten Sinne konservative Haltung holt das bewahrenswerte Alte in die Gegenwart, um es als Baustein für die Zukunft zu verwenden. Denn „Geschichte ist eigentlich nur jene Vergangenheit, die noch gegenwärtig im Bewusstsein des Menschen gestaltend weiterlebt“ (Houston Stewart Chamberlain). Es geht darum, aus der Kenntnis geschichtlicher Zusammenhänge in der Gegenwart und auf die Zukunft hin zu leben. Das sollten Geschichtsvereine nie aus dem Auge verlieren. Nur dann behalten sie ihre Bedeutung für die Gesell-

schaft, ihre Strahlkraft und ihre Attraktivität, nur dann werden sie nicht zu esoterischen Zirkeln von Verehrern historischer Reliquien.

Goethe, bei dem man ja für alles eine treffende Bemerkung findet, äußerte sich dazu mit folgender Maxime: „Eine Chronik schreibt nur derjenige, dem die Gegenwart wichtig ist.“

Gemeinsam haben wir viel erreicht.

Mein besonderer Dank gilt Hermann Colli, Gerhard Hirt und Hans Wenzel für ihre redaktionelle Mitarbeit. Mit Beginn des Jahresheftes XVI bis zur vorliegenden Ausgabe war Hans Wenzel eine großartige und engagierte Hilfe. Ich bedaure, dass er sich jetzt zurückziehen möchte. Zur Erinnerung an seine großartige Arbeit haben wir die letzten neun Ausgaben unserer Jahreshefte, die in ihrer Qualität untrennbar mit seinem Namen verbunden sind, inhaltlich in diesem Heft noch einmal zusammengefasst.

Ich danke der Stadt Villingen-Schwenningen und dem Regierungspräsidium Freiburg sowie unseren Sponsoren für ihre finanzielle Unterstützung. Damit machen sie die Herausgabe des Jahresheftes erst möglich.

Mein Dank gilt nicht zuletzt den Mitgliedern des Geschichts- und Heimatvereins für ihre Treue zum Verein und ihre Unterstützung. Über Anregungen und Wünsche und eigene Beiträge zu Jahresheft und Jahresprogramm würden wir uns freuen.

Allen Leserinnen und Lesern wünsche ich eine anregende und angenehme Lektüre.

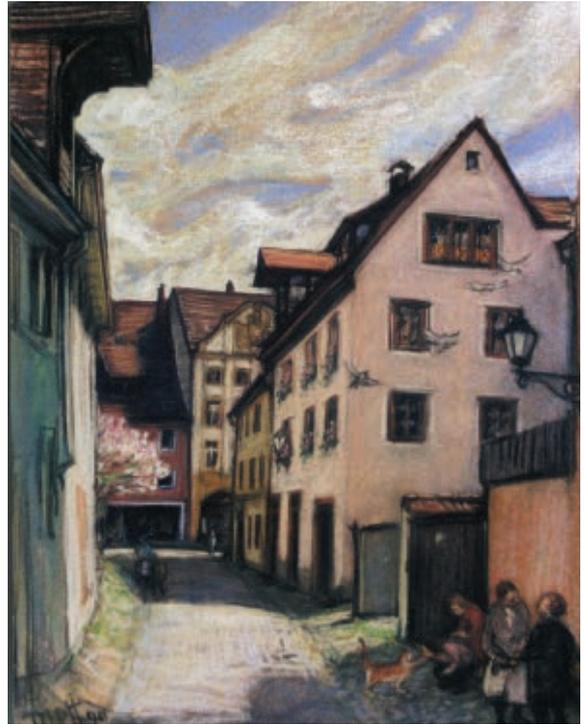
H. Günter Ratz

Die Malerin des alten Villingen

„Das alte Stadtbild hat mich sofort fasziniert und inspiriert, als ich hier ankam; ich habe mich gleich in Villingen verliebt“, sagt Waltraud Oloff spontan, als sie nach den ersten Eindrücken gefragt wird, als sie aus dem Schwabenland in den Schwarzwald kam. Das war vor knapp 50 Jahren. Genau gesagt: Am 25. August 2001 ist sie ein halbes Jahrhundert hier künstlerisch tätig. Die Spuren ihres Schaffens sind deutlich erkennbar. Waltraud Oloff hat in dieser Zeit nicht nur ein Stück Kunstgeschichte, sondern auch ein Stück Stadtgeschichte geschrieben, denn sie hat, wie kaum jemand anders, den Wandel des Gesichtes dieser Stadt in ihren Bildern dokumentiert. Sie ist die Malerin des alten Villingen der heutigen Zeit geworden.

Wie viele solcher Dokumente sie inzwischen geschaffen hat, kann sie selbst nicht mehr so genau sagen. Es fällt schon schwer, alle die Häuser aufzuzählen, in denen ein Oloff-Bild an den Wänden hängt. Und dann kommen noch ihre zahlreichen Kunstwerke hinzu, die viele öffentliche Gebäude zieren. Kurzum: Das Werk der in Unterkirnach lebenden Frau ist in der Zähringerstadt zu Hause.

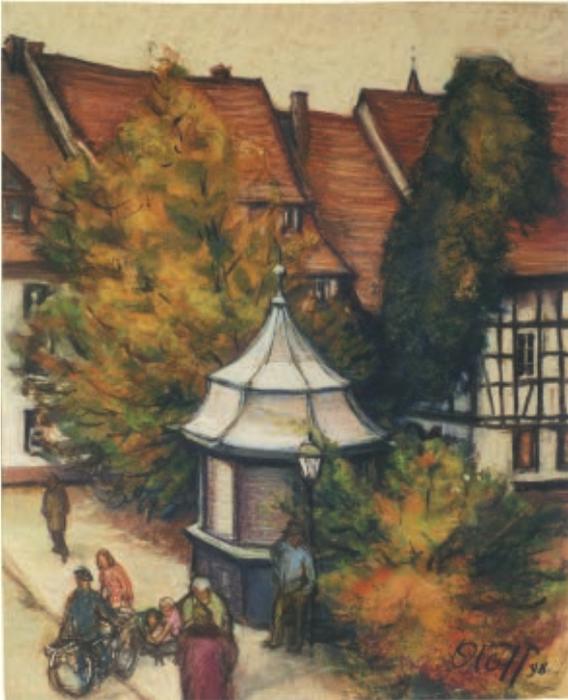
Als ihr Mann, Edwin Oloff, 1951, in der Pionierzeit der Television, bei der Saba im Fernsehlabor seine erste Stelle fand, lag es nahe, den Wohnsitz in Unterkirnach zu suchen, wo die Oloffs aus Berlin schon immer gerne die Familienbande im Schwarzwald pflegten. Waltraud Oloffs Schwiegermutter stammt aus der bekannten Orchestriion-Dynastie Blessing, die in Unterkirnach ihren Stammsitz hatte. Hier wuchsen die drei Kinder Karin, Sven und Gunnar auf und in ihnen fand die Mutter für ihre Vorliebe am Kinderporträt auf natürliche Weise Gelegenheit zum Umgang mit dem Modell.



W. Oloff: Das Webergässle. Im Sommer 1999 gemalt, im Herbst – nach Abriss der Häuser im Hintergrund – schon ein geschichtliches Dokument.

Wie sie sagt, ist beim Porträt, der heikelsten Aufgabe in der Malerei, eine rasche Beobachtungsgabe und Einfühlungsvermögen neben dem Talent für figürliche Darstellung wichtig. Waltraud Oloff: „Diese Arbeitsdisziplin des genauen Hinsehens hat meine Vorgehensweise auch bei anderen Motiven geprägt.“

Vom Zeichnen herkommend übt sie sich in verschiedenen Techniken. Ob mit Kreide, Aquarell, Tempera oder Mischtechnik bis hin zu Öl und zur Lithografie, versuchte sie sich – dem jeweiligen Thema entsprechend – weiterzubilden. Waren es anfangs ihre ersten Aufträge Kinder zu zeichnen – und das Honorar in der Nachkriegszeit manchmal



W. Oloff: Das Kanonengässle. Der alte Kiosk vom Bahnhof ist in die Bäregasse „umgezogen“ und passt genau ins Bild.

Mehl und weiße Bohnen – so fand Waltraud Oloff in Villingen und Umgebung zur Stadt- und Landschaftsdarstellung. Sie meint: „Auch hier ist Disziplin, Einfühlungsvermögen und das Abwägen von Detailgenauigkeit und Vereinfachung notwendig.“

Wenn das Modell in seiner Persönlichkeit erfasst ist, wenn die Erlebnisstimmung einer Landschaft, einer Stadt, im Bild lebendig wird, dann ist die Aufgabe zu einem guten Teil gelöst. Für Frau Oloff ist ein Stadt- und Landschaftsbild auch ein Porträt. Das Gesicht einer Stadt – und hier spricht sie vor allem ihr geliebtes Villingen an – hat seine charakteristischen und prägenden Züge. Sie hat das Antlitz der Zähringerstadt in dem halben Jahrhundert ihres künstlerischen Wirkens studiert wie eine Mutter das Gesicht ihres Kindes. Sie hat Lachfalten und Grübchen genau so entdeckt, wie Runzeln, Krähenfüße und Falten. Ob ihre Bilder pulsierendes Leben in der Stadt (Marktszenen, Einkaufsbummel, Fasnet) festhalten, markante Gebäude, malerische Plätze oder stille Winkel und



W. Oloff: Das Münster im Winter. Die eingerüsteten Türme erinnern an die Renovation von 1978 bis 1982.

schmale Gässle mit alten Fassaden, Erkern und Dachgauben, immer ist es ein Blick in das Gesicht der Stadt.

„Beim Betrachten der Gemälde von Waltraud Oloff fühlt man sich eingeladen zu Muße und ruhigem Atmen; dies ist ein grundlegender Stimmungswert ihrer Kunst“, schreibt Dr. Marc Cluet von der Sorbonne in Paris in dem Buch „Waltraud Oloff – Das malerische Werk“. Dieses Buch, das 1992 auf den Markt kam und im Fachhandel erhältlich ist, gibt einen umfassenden Überblick über das Leben und die vielfältigen Arbeiten der Unterkirnacher Malerin.

Zeit haben, sich Zeit nehmen, Zeit festhalten, das vermitteln ihre Bilder. Doch wer sie kennt, sieht ihr kaum an, dass sie sich diese Zeit nimmt. Sie läuft eiligen Schrittes zielsicher durchs Städtle; hat

immer etwas zu erledigen. Meistens hat sie eine Tasche in der Hand, oder eine Mappe, oder beides. „Ich habe noch so viel vor und zu tun.“ Die Ruhe kommt mit dem Malen. Dann ist die Hektik des Alltags vergessen. Dann kommt die Ruhe, die ihre Bilder ausstrahlen, auch bei ihr zum Ausdruck. Wenn sie an der Staffelei in ihrem Atelier in Unterkirnach steht, spürt man die Konzentration und die selbst auferlegte Arbeitsdisziplin. Dabei kann sie keine Zuschauer gebrauchen. Sich beim malen über die Schulter schauen zu lassen, das mag sie nicht. Wohl fühlt sie sich, wenn sie aus einem stillen Eckchen heraus, aus einem Hinterhof-Fenster, einer Dachluke, ihr Motiv in Ruhe betrachten und auf dem Skizzenblock fixieren kann. Manches Kleinod hat sie so aufgestöbert und vor dem Vergessen bewahrt. Auch auf Baugerüste klettert sie bisweilen. „Von dort kann ich meistens in mehrere Richtungen blicken, etwas Neues entdecken und dabei kommt oft noch ein zweites Bild zustande“, freut sie sich über das

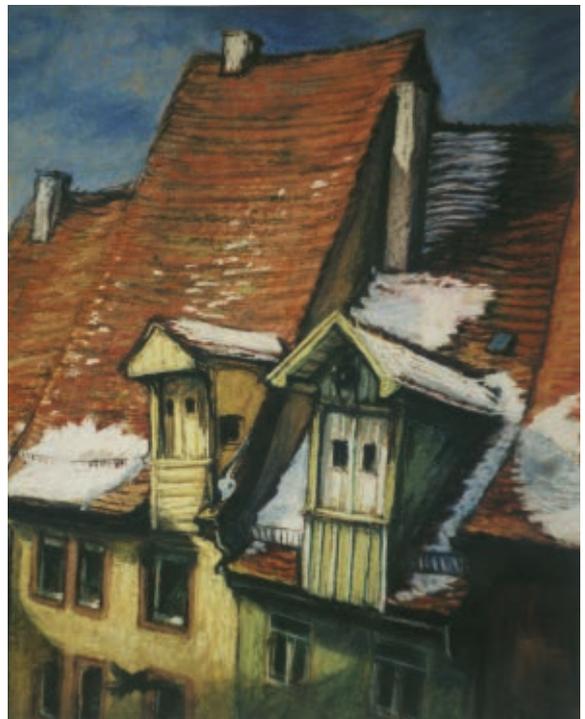
„Zubrot“ einer Kletterpartie. Baugerüste sind für sie nicht nur Standort bei ihrer Arbeit, sondern auch manchmal Motiv. Sie bringt nämlich nicht nur die „malerische und fertige Stadt“ auf Papier oder Leinwand, sondern auch Stationen und Situationen in denen sich das Stadtbild gerade verändert. So hat sie mit eingerüsteten Münstertürmen und mächtigen Baukränen über Altstadt-dächern Dokumente des Wandels geschaffen: in Farben registrierte Stadgeschichte!

Warum sie vor allem Pastellbilder malt? Waltraud Oloff hat diese Art der Malerei zur Perfektion aus der Not entwickelt. „Als ich mit dem Malen anfang, gab es nicht viel anderes als aus Nachlässen der Berufsmaler in der Familie“ ist ihre einfache Erklärung. Das waren die Kriegs- und Nachkriegsjahre, die auch zu einem abrupten Abbruch ihrer Ausbildung führten. Sie hatte 1944 an der Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart gerade das erste Semester ihres Kunststudiums begonnen, da war's damit auch schon wieder zu Ende. Im

W. Oloff: Blick auf die Benediktinerkirche. Ein historisches Bild. Die rustikale Häuserzeile musste dem Münsterzentrum weichen.



W. Oloff: In der Villingener Dachlandschaft findet die Malerin immer lebenswerte Details.



Herbst des gleichen Jahres wurden die Hochschulen geschlossen. Was folgte, hatte nichts mit Kunststudium zu tun: Arbeitsdienst, Pflichtjahr, Erntedienst. „Ich hätte liebend gern eine solide Ausbildung gehabt“, klagt sie im Nachhinein und sie sehnt sich noch heute nach einer „richtigen Malerwerkstatt“. Da sie inzwischen alleinerziehende Mutter geworden war und weitgehend von der Malerei leben musste – versuchte sie sich alle Techniken allein beizubringen. Ihre Schule hieß: Schauen, Schauen, Schauen und beste Vorbilder suchen. Die Begabung hat sie aus ihrem Elternhaus mitgebracht. Der Vater, Landarzt in Reutlingen-Lichtenstein, war ein begabter Zeichner und seine Schwester war einst die Lehrerin seiner spä-

W. Oloff: Schulgasse mit Blick zum Franziskaner. Licht und Schatten in den Winkeln der Villingener Altstadt.



W. Oloff: Das Riettor. Der Vorplatz mit dem Rentnerbänkle hat inzwischen ein anderes Gesicht bekommen. Leider kein schöneres.

teren Frau Luise an der Stuttgarter Kunstschule. Dieser Mutter, Luise Koch, verdankt die Tochter wohl besonders den Sinn für landschaftliche und architektonische Motive. Die ganze Familie – Tochter Waltraud hatte noch vier Schwestern – war und ist musisch begabt und bot so die Basis für eine künstlerische Laufbahn; auch ohne Akademiejahre und Stipendien.

Waltraud Oloff ist heute für viele Menschen eine geschätzte und angesehene Künstlerin, deren Arbeiten nicht nur in ihrer schwarzwälderischen Wahlheimat, sondern in der ganzen Region gefragt sind. Im Mittelpunkt der Öffentlichkeit steht sie nicht gerne und sie hält sich, was Ausstellungen betrifft, auch weitgehend zurück. Aus dem Villingen Kunstverein, dem sie über 30 Jahre lang

Bild rechts – W. Oloff: Pulsierendes Leben an der Fasnet in Villingen hat die Unterkirchner Malerin in vielfältigen bunten Motiven eingefangen.



aktiv angehörte, hat sie sich schon längst verabschiedet. Aber nicht von der Kunst und nicht von den Menschen, die ihre Arbeiten lieben. Sie ist immer unbeirrt ihren eigenen Weg gegangen, der sie durch Höhen und Tiefen führte. Finanzielle Reichtümer hat sie nicht ansammeln können, aber es ist für sie beglückend, dass sie mit ihrer

Arbeit vielen Menschen Freude machen kann und das hoffentlich noch lange! Rückblickend sagt die rüstige, liebenswerte und selbstbewusste Fast-Fünfundsiebzigerin, die bei viel Lob und Anerkennung immer bescheiden geblieben ist: „Ich freue mich, dass das Schicksal immer so gnädig mit mir umgegangen ist; ich bin dankbar für jeden Tag“.

Waltraud Oloff

- 1926 in Stuttgart-Feuerbach geboren als fünfte Tochter von Dr. Theodor Koch und Luise, geb. Dietrich.
- 1932 Umzug nach Lichtenstein-Unterhausen, wo der Vater eine Landarztpraxis übernahm.
- 1943 Tod der Mutter. Nach dem Oberschulbesuch in Reutlingen Absolvierung eines Pflichtjahres.
- 1944 Erstes Semester a.d. Akademie der Bildenden Künste Stuttgart unter Prof. von Grävenitz. Im Herbst Schließung aller Hochschulen.
- 1945 Arbeitsdienst bis Kriegsende in Zell im Wiesental. Danach Weiterbildung an der freien Kunstschule Stuttgart (Akt- und Kopfzeichen). Kurz nach seiner Gründung Eintritt in den Verband Bildender Künstler Württembergs und Beteiligung an dessen Ausstellungen und im Reutlinger Spendehaus. Gemeinsame Ausstellung mit den Schwestern A. und G. Koch im Kunsthaus Fischinger, Stuttgart. Daneben erste Auftragsstätigkeit, vorwiegend Porträts.
- 1951 Heirat und Übersiedlung nach Unterkirnach.
- 1953/56/58 Geburt der drei Kinder Karin, Sven und Gunnar.
- 1955 – 1989 Mitglied des Kunstvereins Villingen-Schwenningen und Beteiligung an dessen regelmäßigen Ausstellungen. Eigene Ausstellungen in der Städtischen Galerie Tuttlingen und Bad Dürkheim, in Sigmaeringen mit Bildhauer Yelin, Stuttgart.
- 1955 Stadtmotive und Landschaften nehmen etwa von 1955 an, neben dem Porträt, einen großen Teil der Arbeiten ein, später auch Stilleben. Dem Tierbild gehört immer eine besondere Liebe.

- 1966 Teilnahme an der Internationalen Sommerakademie Salzburg im Fach Litografie bei Prof. Soucek und Prof. Otte. Einrichtung einer eigenen Lithowerkstätte.
- 1967 Aquarellkurs an der Sommerakademie Salzburg bei Prof. Moldovan, Wien, und Bildhauerei bei Prof. Kirchner, München.
- 1988 Beteiligung an der Kunstausstellung „Vor Ort“ in Villingen im Rahmen der Landeskunstwoche Baden-Württemberg in der Benediktinerkirche und im Münsterzentrum.
- 1992 Buchpräsentation „Waltraud Oloff – Das malerische Werk“ in der Sparkasse VS aus Anlass des Firmenjubiläums von VSO – Merk + Steitz GmbH, VS-Villingen
- 1999 Beteiligung an der Kunstausstellung „Villinger Motive“ im Jubiläumsjahr in der Sparkasse.



Die Künstlerin im Garten ihres Hauses.

Die Bilder zu diesem Bericht, deren Originale sich zum größten Teil in Privatbesitz befinden, stellte uns Frau Oloff freundlicherweise zur Verfügung.

Das gleichnamige Motiv ist eine Kohlezeichnung aus der Erinnerung gesehen. Der Ruhe ausströmende Anblick wirkt wie ein verträumter Dorfwinkel, denn die Gasse ist untypisch im Vergleich zu allen anderen Villinger Gassen.

Es fällt auf, dass hier weder Erker noch vorgesetzte Dachgaupen, das sogenannte „Obertenloch“ zu sehen sind. Die Bebauung zeigt keine, wie sonst im Kernbereich der Stadt übliche, geschlossene Häuserfront. Ein Blick auf den Lageplan der Stadt von 1695, dessen Original sich im G.L.A. Karlsruhe befindet, zeigt, dass an der rechten Straßenseite noch keine Häuser standen. Statt dessen waren Gärten da trotz der beengten Wohnmöglichkeiten, bedingt durch die Abgrenzung des Mauerringes. Diese kleinen Oasen waren damals ja lebensnotwendig, zumal außerhalb der Stadt oft genug ein Beckern des Bodens wegen der durchziehenden oder die Stadt belagernden Truppen unmöglich war.

Im Bild vorne rechts sehen wir also noch einen Rest der Gärten, der aber im Jahre 1952 durch die Wäscherei Grieshaber bebaut wurde. Die Bebauung lehnte sich an das in der Rietgasse befindliche Wohnhaus, gen. „Murer-Freche-Hus“ an. In diesem Garten ist ein Bretterschopf zu erkennen, daneben ein kleines Haus. Darin befand sich damals die Werkstatt von Holzbildhauer Zimmermann. Das erste Gebäude rechts – übrigens mein Geburtshaus – steht einige Meter hinter der „Stroßekantl“. Das war für ein landwirtschaftliches Anwesen, man denke an den anfallenden Mist oder zur Brennholzlagerung, nützlich. Am Giebel sieht man noch, dass dieses Haus in zwei Etappen erstellt wurde. So ist der hintere Teil zuerst nur Stallung gewesen. Im Jahre 1794 bauten es Jakob Engel und Brigitta Margareta zum Wohnhaus um. Das Heu und Brennholz hat man

im Innern des Hauses auf die „Bühne“ hochgezogen. Mit einer großen Falltüre konnte man den Aufzugsschacht überqueren. Das nächste Haus war das „Gihre Hus“, ein typisches Bauernhaus mit großer integrierter Scheune, oben das „Gräch“ für's Heu. Danach kommt das Eck Badgasse-Zinsergasse. Hier stand ein großes Bretterlager der Firma Möbel-Riesterer. Der Betrieb befand sich zwischen der Färberstraße und der Rosengasse und Thomasgasse. Nach Auflösung der Firma war das Bretterlager überflüssig und ist abgerissen worden. Die Villinger „Fortuna Brauerei“ hat diese Lücke geschlossen. Es entstand hier die allseits bekannte Gaststätte „Zum Fäßle“. Ganz hinten sieht man das querstehende, zur Zinsergasse gehörende Anwesen der Kuferei Eppler. Davor Krautständen, Mostfässer oder Brühzuber sind ein vertrautes Bild gewesen. Und eine Gaslaterne an der Hauswand war dort, besonders nachts, nicht zu übersehen. Dieses über dreihundert Jahre alte Haus ist wegen Bauschäden und Stadtsanierungsplänen am 29. 4. 1976 abgebrochen worden. So ging wieder ein Stück Romantik verloren, ebenso „Die“ Informationsquelle schlechthin, denn die Leute uff'm Bänkli vorem Hus kannten sich über alles und älli us.

Auf der linken Seite steht das „Moler-Fischer-Hus“ mit angebauter Werkstatt. Wenn dem Moler Fischer das Kindergeschrei auf der Gasse zu bunt wurde, stellte er sich auf die hohe Werkstatt-eingangstreppe, brummte Unmissverständliches durch seinen Hindenburgbart – und alle suchten dann eiligst das Weite. Hier entstanden zur Vorfasnachtszeit Narro-Häser, so manche Scheme wurde dort gefasst. Um zu wissen, ob's nicht schon „degege“ goht, bedurfte es nur eines Blickes durch's Werkstattfenster. Wenn die Häser dann an der Decke hingen, farbentrocknend, war die fünfte

Jahreszeit angebrochen. Die Werkstatt steht heute nicht mehr, aber der „Fasnetgoesch“ von damals überlebte.

Nicht mehr auf dem Bild, aber zur Badgasse gehörende Gebäude sind: Linke Seite das Haus Kohler und die ehemalige Badeanstalt. Dort sollen neben der nötigen Körperpflege auch Kneipp'sche Wasser-Anwendungen praktiziert worden sein. Das große Eckhaus, heute Fahrrad-Fleig, hatte eine Wirtschaft „Zum Bad“. Danach war eine Uhrenfabrik im Haus. Überquert man die Rietgasse hier, führt die Badgasse noch bis an die Mauer des Franziskanerkloster-Garten. Das mit der Frontseite zur Rietgasse stehende Haus (Schaufenster von Fahrrad-Fleig) gehört ebenfalls noch zur Badgasse. Dieses Stück der Gasse taufte der Villingener Trachtenverein intern um in: „Milz-Gässli“. Von hier gelangt man geradewegs zum Elisabetenturm, in dem sich dessen Vereinsheim befindet.

Auch auf die damaligen Sitten sei hingewiesen. So mussten die Kinder, wenn es abends „Bettziet glitte hät“, von der Gasse rein in ihre Stuben. Interessant war auch zu sehen, wie der Grüßer Franz den jungen Kälbli das Laufen beibrachte, so jeden Tag einmal um's „Stürzli“. Übermütige Geißen sind bis in die Weiherstraße geschleift worden, wollte man den Artenbestand vermehren.

Im Rietviertel war besonders viel Landwirtschaft, sodass vom Frühjahr bis in den Herbst hinein täglich Kuhgespanne mal da mal dort zu sehen waren. Im Herbst wurde noch in der Zehntscheuer das Getreide gedroschen, und beim Küfer Hog wurde gemostet. Natürlich durfte die Brennholzmacherei für den Wintervorrat in keinem Hause fehlen.

Die einstige Idylle ländlicher Beschaulichkeit inmitten einer turmbewehrten Stadt ist längst Vergangenheit und wird für alle Zukunft traumhafte Erinnerung bleiben.



Die Altstadtkirche

Gymnasiasten vom Romäusring präsentieren
Dokumentation Villingener Stadtgeschichte

Bernd Schenkel und
SchülerInnen des Romäusring-
Gymnasiums Villingen

Der Beitrag, den die Arbeitsgemeinschaft (AG) Geschichte am Gymnasium Romäusring zum Tag des offenen Denkmals 2000 präsentierte, ist nicht nur eine enorme Fleißarbeit, sondern eine echte Meisterleistung. Unter dem Titel „Die Altstadtkirche“ haben Thomas Kirchner, Eva Spira, Stefanie Spira, Marc Weber und ihr Geschichtslehrer Bernd Schenkel eine Dokumentation vorgelegt, die weit über den Tag des Anlasses hinaus beachtlichen historischen Wert hat.

Das Thema des Denkmalstages „Alt und Neu“ könnte in diesem Fall auch in „Alt und Jung“ umgemünzt werden, denn eine Mannschaft junger Hobbyhistoriker beschäftigte sich eingehend mit

Villingens ältestem Gebäude: der Altstadtkirche. Sie haben sich ihr Thema schon im Jubiläumsjahr 1999 ausgeguckt und sind beim Stöbern in Archiven und städtischen Amtsstuben und beim Studieren lokalhistorischer Literatur und alter Kirchenbücher fündig geworden. Doch was richtige Forscher sind, die verlassen sich nicht nur auf das geschriebene Wort, sondern sie gehen der Sache mit eigenen Augen und Ohren an Ort und Stelle auf den Grund. Sie kletterten im rund 900 Jahre alten Turm der heutigen Friedhofskirche herum, untersuchten Mauerwerk und Gebälk und löcher-ten den Friedhofsverwalter Klaus Naskowski mit ihren Fragen.

Auf den Spuren Villingener Stadtgeschichte: Die Arbeitsgemeinschaft Geschichte des Romäusring-Gymnasiums mit (v. l.) Thomas Kirchner, Eva und Stefanie Spira, Geschichtslehrer Bernd Schenkel und Marc Weber.



Was dabei herausgekommen ist, kann sich wahrlich sehen lassen. Neben der Diaschau, die die Erkenntnisse ihrer gemeinsamen Arbeit in Bildern sichtbar macht und am Tage des Denkmals in der Friedhofs-Aussegnungshalle vorgeführt wurde, ist eine beachtliche schriftliche Dokumentation entstanden. Auf mehr als drei Dutzend DIN-A-4-Seiten, mit zahlreichen Farbfotos, Plänen und historischen Bildern haben die Gymnasiasten festgehalten, was bei ihren Recherchen herausgekommen ist.

Der Geschichts- und Heimatverein ist über das Engagement der jungen Leute sehr erfreut. Der

Vorsitzende Günter Rath: „Das ist doch der Beweis, dass sich die Jugend auch für Villingen Stadtgeschichte interessiert, wir sind der AG des Romäusring-Gymnasiums und ihrem Lehrer sehr dankbar und können nur hoffen, dass diese Arbeit Nachahmer findet.“

Im Vorwort ihres Heftes stellen die Schülerinnen und Schüler klar, dass das Denkmalstag-Thema „Alt und Neu“ auch auf Villingens ältestes Bauwerk passt. In wenigen Zeilen ist da zusammengefasst, was dann auf den 37 Seiten der Broschüre zu lesen ist.



Diese Lithografie von E. Kaufmann zeigt einen Blick auf die Altstadtkirche, den Friedhof und die Stadt Villingen vom Kopsbühl aus. Das Bild ist 1850 oder etwas früher entstanden und zeigt die Altstadtkirche kurz vor dem Abriss. Die Vorhalle fehlt schon, sie wurde bereits 1841 abgetragen.

Alt und Neu

„Alt und Neu“ ist das Motto des Tags des offenen Denkmals im Jahr 2000. Passt dieses Motto zu der Altstadtkirche, die wir in diesem Heft vorstellen wollen? Alt ist sie ganz sicher. Ihr Turm ist das älteste Bauwerk Villingens.

Vor 900 Jahren wurde er gebaut, vielleicht ist es sogar noch länger her. Doch diese Kirche ist auch ein Ort, wo Gestern und Heute aufeinandertreffen. In der Vergangenheit hatte die heutige Kirche eine andere Bedeutung, eine andere Funktion als

heute und auch ein anderes Aussehen. Sie war die Pfarrkirche des alten Dorfes Villingen und blieb auch die Pfarrkirche, als die Stadt auf der anderen Seite der Brigach entstand und das Dorf sich allmählich auflöste. Ja, sie blieb auch Pfarrkirche als 1200 Meter entfernt das prächtige Villingen Münster entstanden war. Bis zum Ende des Mittelalters blieb sie die Mutterkirche, das Münster die Tochter-, die Filiationkirche. Erst im 16. Jahrhundert wurde die kirchenrechtliche Position der Altstadtkirche der Realität angepasst und sie



Der Turm der Kirche auf dem Friedhof ist Villingens ältestes Bauwerk.

wurde Filialkirche des Münsters. Nach diesem Verlust an Bedeutung änderte sich auch die Funktion der Kirche. Der Friedhof des alten Dorfes wurde im 18. und 19. Jahrhundert zum alleinigen Friedhof der Stadt, nachdem die innerstädtischen Friedhöfe beim Münster und beim Franziskanerkloster nicht mehr bestanden. Der Tatsache, dass aus der Pfarrkirche eine Friedhofskirche geworden war, trugen die Bürger der Stadt in der Mitte des 19. Jahrhunderts auf ihre Weise Rechnung, ließen

das alte Kirchenschiff abreißen und errichteten den heute bestehenden Kirchenraum: eine Friedhofskapelle, eine Aussegnungshalle.

Eine letzte Veränderung erfuhr die Anlage, als 1969 bis 1971 die Wartehalle und ein Verbindungsbau zur Kirche errichtet wurden. Alt und Neu fügten sich zusammen.

Aus der mittelalterlichen Dorfkirche, dem zentralen Ort religiösen Lebens, ist eine städtische Einrichtung geworden, ein Stück kommunaler Dienstleistung, die nur noch teilweise eine religiöse Bedeutung hat. Dieser Wandel wird auch durch die Tatsache unterstrichen, dass die Kirche 1924 vom Münsterkirchenfonds an die Stadtgemeinde Villingen verkauft wurde. Alt und Neu stehen hier einträchtig nebeneinander – sowohl architektonisch als auch was die Funktion betrifft.

Auf den folgenden Seiten dieser informativen Schrift, die nach ihrem Erscheinen schnell vergriffen war und nachgedruckt werden musste, erfahren die Leser viel über das alte Dorf Villingen auf der anderen Brigachseite, über die Altstadtquelle, die frühere Pfarrkirche Villingens, ihre Baugeschichte, Funktion und einstige Ausstattung. Die wechselvolle Geschichte dieses Gotteshauses und seines markanten Turmes reicht über 900 Jahre hinweg und führt in unsere Zeit hinein, denn dort befindet sich heute die Friedhofskapelle und Aussegnungshalle.

Die jungen Geschichtsforscher haben sich ein dickes Lob verdient und allen geschichtsbewussten Menschen sei diese Schrift, die an der Kasse des Franziskanermuseums für 10,- DM zu haben ist, wärmstens empfohlen.

PSALMISTA SECUNDUM CONSUETUDINEM ROMANE CURIE

Frühdruck mit einem handgeschriebenen Teil

Der Mittelpunkt des monastischen Lebens ist seit Jahrhunderten die Heilige Schrift. Sie ist nicht nur Gegenstand persönlicher Meditation, sondern die Grundlage des klösterlichen Betens. Die Ordensleute versammelten sich siebenmal zum gemeinsamen Beten, dessen Texte dem Alten und Neuen Testament entnommen sind. Es waren im Mittelalter viele Codices zur Feier der Messe und der Offizien nötig. Doch im Laufe des 12. Jahrhunderts, durch die häufige Abwesenheit des päpstlichen Hofes von Rom bedingt, wurde ein gekürztes Offizium notwendig. Die schweren und großen Codices waren auf Reisen für den Transport zu umständlich, so dass eine Straffung und Zusammenlegung der Texte notwendig wurde. Es entstand das „Breviarium secundum consuetudinem curiae Romanae“¹⁾, das vor allem durch die Initiative der Franziskaner zur allgemeinen Benutzung beitrug. Die Franziskaner haben 1223 zugleich mit der Regula bullata, die in der Curia Romana gebräuchliche Form des Offiziums und der Messe angenommen und sich bewusst damit der römischen Choraltradition angeschlossen. Seit dieser Zeit tragen alle Handschriften und Drucke der Franziskaner den Zusatz: „Secundum consuetudinem romanae curie“.

In Villingen, in dessen Mauern im Mittelalter zahlreiche Klöster ansäßig waren, sind keine mittelalterlichen, liturgischen Handschriften mehr vorhanden. Diese Tatsache ist nur erklärbar, dass bei der Auflösung der Klöster die wertvollen Codices abhanden kamen, oder schon früher durch verschiedene Verordnungen nicht mehr gebraucht wurden. Jedes Kloster besaß für die Gestaltung der Messfeier und der Stundengebete zahlreiche Handschriften und später auch Drucke. Leider existieren aus dem Mittelalter nur noch die vor einigen Jahren aufgefundenen Fragmente, die einen

bescheidenen Rest der ehemaligen liturgischen Bücher aus Villingen darstellen. Um so mehr ist es zu begrüßen, dass ein Frühdruck aus dem Kloster St. Clara mit einem handschriftlichen Teil nach Villingen zurückgekauft werden konnte. Das aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts stammende Buch ist, durch den im Kloster St. Clara ausgeführten handschriftlichen Teil, für Villingen eine liturgische Seltenheit.

Unter dem Titel PSALMISTA SECUNDUM CONSUETUDINEM ROMANE CURIE wurde der Frühdruck mit handschriftlichem Teil von Mitarbeitern des Villingener Stadtarchivs mit weiteren Inkunabeln in London ersteigert. Das Buch enthält neben einem Psalterium auch einen Hymnarius, der ebenfalls nach der Gewohnheit der Römischen Kurie aufgezeichnet wurde. Den gedruckten liturgischen Abschnitten wurde ein handgeschriebener Teil angefügt. Die handschriftliche Eintragung auf der Rückseite des Einbandes verrät folgendes:

DISS BUECH GEHÖRT ZUM CHOR
S. CLARA IN VILLINGEN

Einige Stempelungen verweisen auf die letzte Besitzerin, die Fürstlich Fürstenbergische Bibliothek in Donaueschingen, die das wertvolle Buch versteigern ließ. Wie das Buch nach Donaueschingen kam, konnte nicht ermittelt werden.

Der Frühdruck und sein Verleger

Der gedruckte Teil besteht aus 8 Seiten ohne Seitenzählung und 144 Seiten, bei denen nur die Rectoseiten (Vorderseiten) mit Zahlen versehen wurden. Unter dem Titel des Buches befindet sich ein Signet oder Druckerzeichen, das auf den Drucker und den Verlagsort hinweist. Das Werk wurde im Katalog von Sotheby den Jahren 1507/1508²⁾ mit Fragezeichen zugeordnet. Fest

steht, dass es bei Luca Antonio Giunta, der von 1489-1538 in Venedig lebte, gedruckt wurde. Dies ist an seinem Druckerzeichen, das aus einer dreiblättrigen, heraldischen Lilie in einem rechteckigen Rahmen besteht und den Anfangsbuchstaben seiner Vornamen **L A** erkenntlich. Giunta veränderte sein Signet fast für jeden Druck, aber durch die gleichbleibenden Teile und seine Signatur sind die Bücher zweifelsfrei Giunta zuzuordnen. Er ging als Stammvater einer berühmten Druckerfamilie seiner Zeit in die Geschichte ein.³⁾ Das 1494 benutzte Zeichen war die Vorlage für das Signet in diesem Buch. Es ist in der Anlage identisch, wurde aber für den Druck nach 1500 im Detail kunstvoller ausgearbeitet.

Der Einband des Frühdrucks besteht aus geprägtem Leder. Auf der Vorderseite wurden, neben den vier längs laufenden Bordüren, in der Mitte sieben untereinanderstehende Herzen angebracht.⁴⁾ Die Rückseite wurde vertikal mit fünf Bordüren ausgeziert. Zwei ehemals vorhandene Schließen können durch 2 mal 2 Nägel auf der Rückseite angenommen werden.

An den Anfang des Buches wurde nach dem Titelblatt, wie üblich, ein Kalendarium dem Psalterium vorangestellt, so dass sich der Inhalt des liturgischen Buches folgendermaßen zusammensetzt:

1. Titelblatt mit Druckerzeichen
2. Kalendarium
3. Tabelle der Psalmen und Hymnen (alphabetisch geordnet)
4. Psalterium secundum usum romane curie (ab hier Blattzählung, fol.1- fol.144)
5. Hymnarius (von Conditor alme ⁵⁾ = 1. Advent, ad Vesperam bis Te matrem Dei = In Visitatione B.M.V., ad Vesperam = 2.7.)

im handschriftlichen Teil:

6. Liturgia Defunctorum, unvollständig (insgesamt 19 Seiten, ohne Blattzählung)
7. Hymnen zu besonderen Festen (19 Seiten)

Die Größe des Buches: 153 mm x 105 mm

Der Schriftspiegel: 120 mm x 72 mm

Druckort und Jahreszahl wurden nicht angegeben.

Titel und Druckschrift

Der Titel des liturgischen Buches „Psalmista“ wurde im späten Mittelalter öfters verwendet, obwohl ein Psalmista vor dem 4. Jh. ein Vorsänger bei liturgischen Gesängen war, der bestimmte liturgische Vorrechte besaß. Der Psalmista oder später Kantor hatte seinen erhöhten Platz in der Synagoge und in der Kirche auch noch im Mittelalter, damit ihn alle Gläubigen sehen und hören konnten. Ursprünglich war der Psalmista ein Psalmendichter oder Psalmensänger. Mit der Entfaltung künstlerischer Formen im liturgischen Gesang bekamen die Sänger andere Aufgaben und von da ab versteht man unter dem Begriff Psalmista nicht mehr den Sänger allein, sondern alle an den Offizien beteiligten Ordensleute und Laien und damit als liturgisches Buch.⁶⁾ Uralt ist die Überlieferung, die David als Psalmendichter bezeichnet. Vom frühen Mittelalter an werden die



Abb.1 König David (eine Seite vor der Blattzählung).

Titelbilder der Psalterien oft mit dem musizierenden David geschmückt.⁷⁾

„Psalmista“ weist also auch auf David, der auf einem ganzseitigen Holzschnitt, Harfe spielend, vor dem Beginn des Psalteriums, abgebildet wurde. Auch auf fol. 2 v wurde ein Bild Davids in eine Initiale eingefügt. Es war eine an die Antike anknüpfende Sitte, den Autor an die Spitze seines Werkes zu stellen. In damaliger Zeit wurden David 73 der 150 Psalmen zugeschrieben.⁸⁾

Im Anschluss an die Überschrift wurde das Druckerzeichen eingesetzt. Die normale Druckschrift ist schwarz, die Erklärungen, Rubriken und Initialen wurden durch rote Farbe deutlich gemacht. Als besonderer Schmuck wurden im Psalterium einige Initialen als Holzschnitte, teils bildhaft (15), teils floral (11), ausgeführt.

Ursprünglich waren die Initialen als Orientierungshilfe gedacht, die das Auffinden eines bestimmten Textes erleichtern sollte.



Abb. 2 Initiale: Bornkind

Beim Druck des Buches wurden ab fol. 137r kleinere Lettern verwendet, die in der gleichen Schriftart gedruckt wurden. Die Schrift des Buches entspricht einer „Italienischen Rotunda“ des späten 15./16. Jahrhunderts.

Kalendarium

Das Kalendarium enthält nicht nur Gedenktage allgemein verehrter Heiliger, sondern auch die Festtage der Angehörigen einiger Ordensgemeinschaften. Es wurden Ordensheilige von OSB (2), OP (3), OESA (3) und von OFM (11) eingetragen, wobei unter den aufgeführten Heiligen sicher noch mancher Ordensangehörige, ohne Zusatz des Ordens, im Kalendarium aufgenommen wurde. Einige der bekanntesten Heiligenfeste werden hier aufgeführt: Die Translatio des heiligen Franziskus am 25. 5. 1230, seine Stigmatisation am 17. 9. 1224, sein Fest am 4. 10. und die Oktav seines Festes am 11. 10. (seine Kanonisation erfolgte bereits im Jahr 1228). Antonius von Padua, OFM, am 15. 2., seine Translatio und sein Gedenktag am 13. 6., Bernhardin von Siena, OFM, seine Translatio am 17. 5. und der eigentliche Gedenktag am 20. 5. (Heiligsprechung 1450) und Bonaventura, OFM, am 14. 7.⁹⁾ (Heiligsprechung 1482), Ludwig von Toulouse, OFM, am 19. 8. und seine Translatio am 8. 11. 1318. Clara v. Assisi wird am 12. 8. und Elisabeth von Thüringen am 19. 11. gefeiert. Die Erwähnung Nikolaus von Tolentino, OESA, seine Kanonisation (wurde 1325 eingeleitet und wegen des Schismas erst 1446 abgeschlossen), als auch sein Fest am 10. 9. zeigt, neben Bernhardin und Bonaventura, dass im Kalendarium auch die „jüngeren“ Heiligen aufgenommen wurden. Das Fest zu Ehren von Portiuncula, das als Kirchweihfest der Franziskaner gefeiert wird (2. 8.), wurde im Kalendarium bedacht. Es ist die Erinnerung an den Portiuncula-Ablass, der angeblich im Jahr 1216 von Franziskus vom Papst erbeten wurde, aber erst seit 1277 bezeugt ist. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts wurde der Portiuncula-Ablass auch anderen OFM-Kirchen gewährt. Ab 1480 allen Kirchen des 1. Ordens des OFM und 1482 auch den anderen zwei Orden (des 2. und des 3. Ordens) jedoch nur für Ordensangehörige. Später, ab 1622, konnten alle Besucher der Franziskanerkirchen den Ablass gewinnen.¹⁰⁾ Das Vorherrschen der Franziskanerheiligen im Kalendarium ist deutlich. Auch wurden unter dem Einfluss der Franziskaner zahl-

reiche Feste von Heiligen eingeführt, deren Verehrung schon durch die Aufnahme im gedruckten Hymnarius deutlich wird.

Psalterium

Zu den wichtigsten Aufgaben eines kontemplativen Ordens gehört das Psalmensingen, das die älteste Form des christlichen Kirchengesanges darstellt. Die Psalmodie wurde aus den altjüdischen Gottesdiensten im Prinzip und den Texten übernommen. Dort wurden die Psalmen von einem Saiteninstrument begleitet. In der Septuaginta¹¹⁾ wurde das Psalmenbuch „Lieder zu Saiteninstrumenten“ genannt. Im christlichen Sprachgebrauch verlor sich der Nebenbegriff des Begleitens und man bezeichnete das Psalmenbuch als „Loblied auf Gott“, ohne Rücksicht auf instrumentale Begleitung, da in frühchristlicher Zeit im Gottesdienst keine Instrumentalmusik eingesetzt wurde. Selbst Thomas von Aquin (1225-1274) schrieb noch: „Instrumenta musica sicut citharas et psalteria non assumit ecclesia in divinas laudes, ne videatur judaizare“¹²⁾ (II 2.q. 91. art. 2.). Psallere hieß nun nicht mehr spielen oder zu einem Saiteninstrument singen, sondern geistliche Lieder vortragen.¹³⁾

Die Psalmen haben ihren festgefügtten Platz innerhalb der Stundengebete. Der Psalmcursus (ab fol. 1r) des liturgischen Buches entspricht in seiner Wochenordnung in Matutin und Vesper der Psalmenreihe der römischen Kirche.¹⁴⁾ Im Psalterium wurden viele Hymnen eingestreut, deren Texte nur selten vollständig aufgezeichnet wurden. Ab Beginn des Psalteriums wurden die Blätter mit Zahlen versehen, wobei nur die Rectoseiten gezählt wurden. (Die erste Psalmenübersetzung in deutscher Sprache wurde von Notker von St. Gallen (950-1022) circa um das Jahr 1000 ausgeführt.¹⁵⁾

Das Singen von Psalmen ist ein rezitatives Absingen von Bibeltexten in responsorialem Vortrag. Ursprünglich stimmte ein Sänger den Vers an, auf den die Gemeinde mit einem Kehrsvers antwortete. Später lösten sich zwei Chöre im Vortrag der Psalmverse ab. Neben den Psalmtexten werden bis

heute auch lyrische Teile, die als Cantica bezeichnet werden, benutzt. Hier haben vor allem die Cantica des NT, das Magnificat, Nunc dimittis und Benedictus innerhalb des Offiziums Bedeutung.¹⁶⁾ Es sind also nicht nur Texte des Alten Testaments, sondern auch des Neuen Testaments, die in den Offizien benutzt werden. Das Psalterium gehört zum liturgischen Tagzeitengebet der Ordensleute und Kleriker und ist seit dem 12. Jahrhundert ein Teil des Breviers.

Dieses Buch wurde für den Franziskanerorden gedruckt und im Klarissenkloster Villingens benutzt. Es ist selbstverständlich, dass die Klarissen in Villingen täglich ein Volloffizium beteten, wie es den monastischen Regeln entspricht. Dies geht auch aus den Aufzeichnungen der Äbtissin von S. Clara, Juliane Ernest (Äbt. von 1655-1665), hervor, die bereits 1637 das Leben der Schwestern beschrieben hat.¹⁷⁾

Hymnarius

Im Anschluss an das Psalterium wurde ein Hymnarius (ab fol. 121r) eingesetzt. Auch hier wird ausdrücklich auf die Gewohnheit der Franziskaner: „secundum usum romane curie“ hingewiesen. Die Hymnen wurden ohne Notation aufgezeichnet, wie es in einem Brevier üblich ist.

Schon um die Jahrtausendwende wurden Psalterium und Hymnarius verbunden. Diese Zusammenstellung von Psalterium und Hymnarius ist für die meisten Hymnarien zur Regel geworden.¹⁸⁾ Der Hymnus ist ein feierliches, strophisch gegliedertes Lied. Auch innerhalb der Strophen ist die Anzahl der Silben in den einzelnen Versen meistens identisch. Diese, für die Gemeinde ansprechende, ausgeprägt volkstümliche Form bewirkte, dass sich die Hymnen einer großen Beliebtheit erfreuten. Der Hymnus ist auch heute noch ein „Außenseiter“ in der Liturgie¹⁹⁾, da seine Texte nicht auf Bibelstellen, sondern auf Ausdruck persönlicher Frömmigkeit zurückgehen. Die Stellung dieser Gesänge war durch die lange Tradition und durch Autoritäten wie Ambrosius und Benedict²⁰⁾ so bedeutend, dass sie nicht den Vorschriften des Trienter Konzils zum Opfer fie-

len, wie es z.B. mit den Sequenzen geschehen ist. Bis zur Liturgiereform des Breviers und Missale im Jahr 1912 unter Papst Pius X. herrschte eine große Vielfalt beim Einsetzen der Hymnen in den Ortskirchen. Nur die Ordensgemeinschaften besaßen eine verbindliche Vorschrift für die Benutzung der Hymnen, sowohl textlich wie musikalisch. Die Orden waren auch bei der Verbreitung der Hymnen maßgebend. Die beiden Bettelorden, die Dominikaner und die Franziskaner, übernahmen ihr Repertoire aus dem Land, in dem sich ihre Liturgie festigte. Die Dominikaner aus Frankreich und die Franziskaner aus Italien.²¹⁾ Die Stellung der Hymnen als Bestandteil des Kirchengesangs war von großer Bedeutung. Liturgisch standen sie wahrscheinlich schon bei Hilarius von Portiers (um 315-367) und bestimmt bei



Abb. 3 Maria Verkündigung (fol. 120v).

Ambrosius von Mailand (339-379) als Gesang für die Gemeinde in den Stundengebeten.²²⁾

Im HYMNARIUS St. Clara wurden auf folio 121r-144r, vom 1. Advent bis In Visitatione Beatae Mariae am 2. 7., Hymnen zu bekannten Festen, wie auch Gesänge der im Franziskanerorden besonders verehrten Heiligen aufgezeichnet. Auf der Anfangsseite (folio 120v) wurde ein Holzschnitt mit der Verkündigung Mariens ganzseitig abgebildet.

In der Regel steht in jeder Laudes ein Hymnus, bei besonderen Festen auch bei der Matutin, der I. und II. Vesper. In diesem Druck wurde die Verbindung: Psalterium mit eingestreuten Hymnen und anschließendem Hymnarius benutzt.

Die Apostelfeste von Petrus und Paulus, die Feste des Herrn, die Marienfeste, Feste zu besonders verehrten Heiligen wurden alle mit den dazugehörigen Hymnen aufgenommen. Auf der ersten Seite des Hymnarius befindet sich unterhalb des gedruckten Textes ein handschriftlicher Eintrag:

OCCASUM SOL CUSTODIENS
LUNA PALLOREM RETINENS
CANDOR IN ASTRIS RELUCENS
CERTOS OBSERVAT LIMITES ²³⁾

Handschriftlicher Teil

Im Anschluss an den Frühdruck folgt der handgeschriebene Teil. Die Eintragung „*Soror Barbara payerin*“ vor Beginn der Aufzeichnungen wurde im 2. Drittel des 16. Jahrhunderts eingesetzt. Die Identifizierung dieser Schwester bereitete einige Schwierigkeiten, da es im 16. Jahrhundert zwei Klarissen gleichen Namens gab.²⁴⁾ Im Rechnungsbuch von St. Clara wurde 1557 der Tod einer Schwester Barbara Payerin eingetragen. Man kann davon ausgehen, dass es sich dabei um den Tod der 1. Schwester handelt. Diese Schwester könnte die Benutzerin des Gesangbuches gewesen sein, da die 2. Schwester Barbara als Kellermeisterin eingesetzt war. Möglich wäre, dass Barbara Payer I. das Amt der Kantorin ausgeübt hat, da die Eintragung unmittelbar vor den handschriftli-

chen Aufzeichnungen steht. Demnach müsste der handschriftliche Teil in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts geschrieben worden sein, was auch durch die Einordnung der Schrift, die zu einer süddeutschen Bastarda des späten 15./16. Jahrhunderts gehört, dokumentiert wäre. Es ist nicht anzunehmen, dass jede Chorsängerin ein eigenes Exemplar besaß. Das schon in frühester Zeit praktizierte Auswendigsingen wurde weiterhin in den Gottesdiensten gepflegt. Durch die handliche Größe des Buches kann es auch nicht als Chorbuch verwendet worden sein.

Der handgeschriebene Teil umfasst 38 Seiten und beginnt mit einem fragmentarischen Anfang der Liturgia Defunctorum (Totenoffizium), damit wurde ein weiterer Teil des Breviers in das Buch aufgenommen, und den sich anschließenden Hymnen zu den Festen Petrus und Paulus, Franziskus und Ludwig v. Toulouse. Die Melodien wurden in schwarzer Quadratnotation auf vier rote Linien aufgezeichnet. (Rot gezogene Linien wurden bis ins frühe 17. Jahrhundert benutzt). Durch das Herausschneiden von drei Blättern am Anfang der Liturgia Defunctorum ist der am Beginn stehende 94. Psalm nur fragmentarisch (11. Vers) überliefert. Bei dem nachfolgenden Teil der Hymnen fehlt nach dem Eintrag: „In Festo S. Ludovici“ ebenfalls ein Blatt. Dadurch sind die beiden ersten Strophen des Hymnus nicht mehr vorhanden. Die chronologische Einordnung der Gesänge entspricht nicht immer der üblichen Reihenfolge.

Der handgeschriebene Teil wurde in eigene Lagen mit größeren Fäden gebunden. Obwohl gleiches Papier wie beim Druck verwendet wurde, könnte dieser Teil zunächst eigenständig gewesen sein, auch schon zur Zeit des Druckes. Dies rechtfertigt die Eintragung des Namens von Soror Barbara Payerin. Später müssten dann beide Teile zusammengefügt worden sein. Dies bedeutet, dass die Bindung beider Teile in den Ledereinband später vorgenommen wurde.

Die Schrift in der Liturgia Defunctorum wurde von einer Hand des frühen 16. Jahrhunderts aus-

geführt. Die schlichten Initialen sind größer als die normale Schrift und auch durch rote Farbe besonders gekennzeichnet. Die Schrift gehört zu einer „Süddeutschen Bastarda“. Es ist eine vertikal ausgerichtete Schrift, die gelegentlich leicht nach rechts geneigt ist, was allerdings als Schreibgewohnheit der Schreiberin zu werten ist. Deutlich sichtbar sind die hochgezogenen letzten Schäfte des kleinen *m* und *n*. Diese Merkmale sind auch bei der zweiten Schreiberin, welche die Hymnen aufzeichnete, festzustellen. Die relativ langen Untertönen von *p*, *q*, und *s* fallen in beiden Schriften auf. Diese Eigenart ist öfters bei der „Schwäbischen Bastarda“ zu beobachten. Die Aufzeichnung der Hymnen zeigt neben den schönen Initialen, deren rote Ausmalung mit grau-blauen Verzierungen ausgeschmückt ist, eine kultivierte und dekorative Schrift. Hier wurde bis ins kleinste Detail auf Gestaltung Wert gelegt.

Auch die Notation wurde von verschiedenen Händen ausgeführt. So ist der C-Schlüssel der Liturgia Defunctorum anders geschrieben worden, als der bei den Hymnen. Dieser Schlüssel wurde durch zwei verdickte Querbalken deutlich gemacht. Durch die ebenfalls unterschiedlichen Ausführungen der am Ende einer Notenzeile stehenden Kustoden²⁵) werden die Aufzeichnungen der Gesänge durch zwei verschiedene Hände noch deutlicher. Bei der Liturgia Defunctorum entsprechen die Kustoden in ihrer Größe fast den Noteneintragen. Dagegen sind die Kustoden der Hymnen als kleinere Zeichen eingetragen worden.

Es wird davon ausgegangen, dass die Schreiberinnen, es handelt sich mit allen Eintragungen um fünf Hände, wobei die Initialen der Hymnen durchaus von einer zusätzlichen Hand ausgeführt sein können, im Villingen Kloster beheimatet waren. Somit kann auch die Herkunft des handschriftlichen Teils als gesichert gelten. Ob das Kloster ein Skriptorium besaß, oder ob nur im kleinen Rahmen geschrieben wurde, ist nicht festzustellen. Eine erst kürzlich entdeckte Handschrift aus dem 17. Jahrhundert, die zahlreiche Hymnen zu den Stundengebeten enthält, zeigt zu-

sätzlich die Schreibfreudigkeit im Kloster St. Clara. Eine spätere Publikation wird angestrebt.

LITURGIA DEFUNCTORUM

Dem Verwendungszweck des liturgischen Buches entsprechend, gehören die Gesänge der Liturgia Defunctorum in erster Linie zum Offizium, da die Anlage des gesamten Buches, einschließlich der handschriftlichen Hymneneintragen, dieser Gebetsordnung dient. Es wurden Gesänge und Gebete des Totenoffiziums in Quadratnotation aufgezeichnet. Die Responsorien der Liturgia Defunctorum stehen in einer festgefügt Reihenfolge. In den meisten Quellen beginnt die Liturgie mit dem Responsorium *Credo, quod Redemptor meus vivit*. Eine Ausnahme bilden die Handschriften, in denen an erster Stelle das Responsorium *Subvenite sancti* steht.²⁶⁾ Dies konnte hauptsächlich in den romanischen Handschriften beobachtet werden. Deshalb ist es überraschend, dass im handschriftlichen Eintrag der Villingener Klarissen die Responsoriumsfolge mit diesem Ge-

sang begonnen wird. Diese Feststellung darf aber nicht dazu führen, die Beziehung nur zu den romanischen Ländern zu sehen, sondern es sollten die Austauschbeziehungen zwischen der fränkisch-deutschen und der römischen Kirche mit in Betracht gezogen werden, die schon im 10. Jahrhundert deutlich wurden.²⁷⁾ Aber es könnte auch die durch die Franziskaner eingeführte *Consuetudo Romanae Curiae* hierbei mit in Betracht gezogen werden.

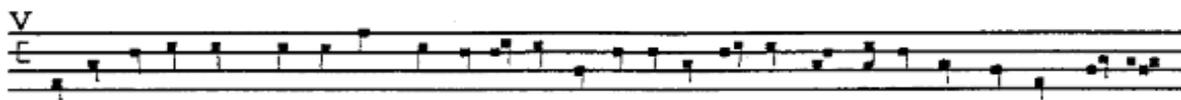
Der Psalm 94 leitet in Verbindung mit dem Invitatorium die Matutin ein.²⁸⁾ Durch drei herausgeschnittene Seiten beginnt der Psalm mit dem Ende des 11. Verses. Es folgen Gebete, Responsorien mit Versen, Psalmen mit Antiphonen.

Um die Übereinstimmung der Gesänge über viele Jahrhunderte aufzuzeigen, wird die Antiphon *In paradysum deducant te angeli* der handschriftlichen Aufzeichnung der Notation im Kyriale Romanum gegenübergestellt.

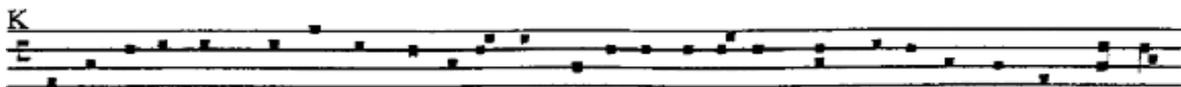
V = Klarissenkloster zu Villingen

K = Kyriale Romanum, Ratisbonae 1912

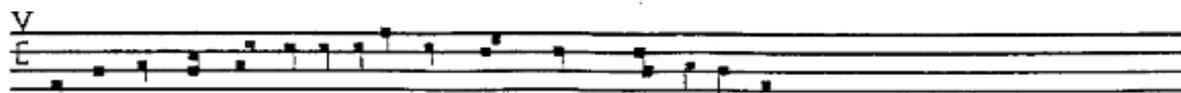
Antiphon: In paradysum deducant te angeli



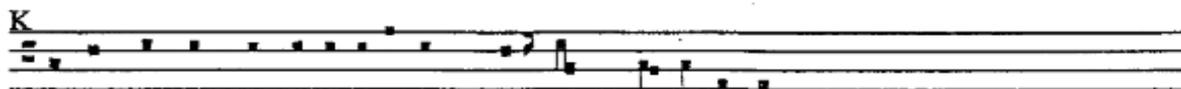
In pa-ra-di-sum de-du-cant te ange-li in adventu tu-o sus-ci-pi-ant te mar-ti-res,



In pa-ra-di-sum de-du-cant te Ange-li; in tu-o adventu sus-ci-pi-ant te Mar-ty-res,



et per-du-cant te in ci-vi-ta-tem san-ctam Je-ru-sa-lem.



et per-du-cant te in ci-vi-ta-tem san-ctam Je-ru-sa-lem.

Bei der Gegenüberstellung der Gesänge zeigt sich bis auf einige Varianten eine große Übereinstimmung. Damit wird die viele Jahrhunderte lange Tradition der liturgischen Gesänge deutlich.

Hymnen

Ohne Übergang wurden anschließend zu verschiedenen Heiligenfesten Gesänge aufgezeichnet. Es handelt sich hierbei um Hymnen, die mit Notation aufgeschrieben wurden.

HYMNEN ZUM FEST DER HEILIGEN PETRUS UND PAULUS

Zum Fest Petrus und Paulus steht die 1.- 4. Strophe des Hymnus *Aurea luce et decore*, allerdings ohne Angabe des Titels und des Verwendungszwecks, d. h. in welchem Stundengebet der Hymnus gesungen wurde. Ohne Anmerkung schließt sich die 4. Strophe des Hymnus *Felix per omnes* an. Dieser Gesang gilt neben *Aurea luce et decore* als einer der bedeutendsten Hymnen zum Apostelfest. Schon in den alten Handschriften, wie z. B. im Antiphonar aus Silos (11. Jh.) und aus Benevent (12. Jh.)²⁹⁾, haben diese Hymnen, in Strophen geteilt, zu den verschiedenen Festen der beiden Heiligen ihren Platz gefunden. Beide Hymnen *Aurea luce et decore* und *Felix per omnes*, sollen von der Dichterin Elpis (Helpis) geschrieben worden sein. Es sind rhythmische Gesänge, von denen die einzelnen Strophen als selbständige Hymnen verwendet, und an den Festen innerhalb des Offiziums der beiden Heiligen gesungen werden. Ein metrisches Epitaph³⁰⁾ des 7. Jahrhunderts auf eine Helpis aus Sizilien führte dazu, diese Helpis als christliche Dichterin anzuerkennen. Im 13. Jahrhundert wurde angenommen, dass es sich bei dieser Frau um die Gattin von Boethius handeln würde. So ging der Name in die Literatur ein.³¹⁾ Dem „Fest Ad vincula S. Petri“ wurde von den Klarissen die 4. Strophe von *Felix per omnes* zugeordnet. Da bereits in alten Handschriften die Strophen der Hymnen auf verschiedene Feste verteilt wurden, verwundert es, dass im Kloster S. Clara zu Villingen die Strophen größtenteils zum Fest Petrus und Paulus nacheinander aufge-

schrieben, und somit auch an diesem Fest in der angegebenen Reihenfolge gesungen wurden. Andere Angaben fehlen. Bis auf den letzten Hymnus (Ludwig) wurde bei keinem Gesang hingewiesen, dass es sich um Hymnen handelt.

HYMNUS ZUM FEST DER STIGMATISATION DES HEILIGEN FRANZISKUS

Franziskanische Frömmigkeit zeigt der folgende Hymnus, der die Stigmatisation des heiligen Franziskus auf La Verna zum Anlass dieses feierlichen Gesanges nimmt. La Verna liegt nördlich von Arezzo. Hier weilte Franziskus oft zur Meditation und wurde an dieser Stelle im Jahr 1224 stigmatisiert. Aus diesem Grund ist der Platz seinem Orden und Verehrern bis heute ein wichtiges Wallfahrtsziel.³²⁾ Auch dieser Gesang steht ohne Angaben im handschriftlichen Teil. Der Beginn jeder Strophe wurde mit einer roten Initialen gekennzeichnet. Der Hymnus wurde nicht chronologisch eingesetzt, da das Fest der Stigmatisation am 17. 9. gefeiert wird und der Gesang vor dem Hymnus des heiligen Ludwigs (Fest 19. 8.) aufgezeichnet wurde.



Abb. 4 Hymnus: *Crucis Christi mons Alverne* (Beginn der 1. Strophe)

<Hymnus: *Crucis Christi mons Alverne*>
 <IN FESTO STIGMATUM S. FRANCISCI>³³⁾
 <17. 9>

1. Crucis christi mons Alverne
 Recenset misteria,
 Ubi salutis eterne
 Datur privilegia,
 Dum Franciscus <dat lucerne
 Crucis sua studia.
2. Hoc in monte vir devotus
 Specu solitaria,
 Pauper a mundo semotus
 Condensat ieiunia,
 Vigil, nudus, ardens totus
 Crebra dat suspiria.>

Der Hymnus besitzt 7 Strophen, in denen die tiefe Verehrung, die Franziskus entgegen gebracht wurde, deutlich wird. Es wird die Auserwählung des Heiligen gepriesen. Sein Aufenthalt auf La Verna, seine Visionen und die Stigmatisation sind Themen dieses Gesangs.

HYMNUS ZUM FEST DES HEILIGEN LUDWIGS VON TOULOUSE

Der letzte, im handschriftlichen Teil aufgeschriebene Hymnus ist Ludwig von Toulouse gewidmet. Ludwig war der zweite Sohn Karls II. von Anjou, König von Neapel und Großneffe Ludwigs IX., des Heiligen. Er wurde 1274 bei Salerno geboren und starb 1297 in Brignoles (Provence). In den Jahren 1288-1295 war Ludwig als Geisel in Barcelona, wo er Kontakt zu den Franziskanern aufnahm. Er verzichtete 1296 auf die Krone von Neapel zugunsten seines Bruders Robert. Ludwig trat in den Franziskaner-Orden ein und wurde von Papst Coelestin II. 1294 zum Erzbischof von Lyon und unter Bonifatius VIII. 1295 zum Erzbischof von Toulouse ernannt. Trotz seines kurzen Lebens, er starb am 19. 8. 1297 an einer Krankheit, die er sich in der Gefangenschaft zugezogen hatte, wirkte er überaus segensreich und wurde deshalb 1317 heiliggesprochen.³⁶⁾ Durch seinen aufsehenerregenden Ordenseintritt, durch seine

Hymnus: *Crucis Christi mons Alverne*

The image shows two staves of musical notation in square neumes on a four-line red staff. The first staff begins with a C-clef and a key signature of one flat (B-flat). The second staff begins with a G-clef and a key signature of one flat. The lyrics are written below the notes, with hyphens indicating syllables that span across multiple notes.

Crucis Christi mons Alverne recenset mi-----steria, ubi salu-----tis e---ter---ne
 datur pri-vi-le-gia, dum Fran----cis---cus dat lu--cer--ne crucis su--a studia.

Der Reim wurde in diesem Gesang bewusst als Kunst- und Aussagemittel angewandt. Fest verbunden sind die beiden ersten Strophen durch den einen sich wiederholenden zweisilbigen Reim (*ia*). Bei allen Strophen reimen sich die erste und dritte, sowie die zweite und vierte Zeile. Dieses System entspricht der sog. a b a b - Form. *Crucis Christi mons Alverne*³⁴⁾ ist in frühen OFM-Quellen nicht vorhanden. Auch im Brevier wird zum Fest der Stigmatisation meistens ein anderer Hymnus eingesetzt.³⁵⁾

Liebe zu den Armen und durch seine Demut verbreitete sich sein Kult über ganz Europa. Er wird oft als auffallend junger Bischof im Franziskanerhabit dargestellt³⁷⁾.

Vom nachfolgenden Gesang ist im handschriftlichen Teil nur die 3.-5. Strophe des Hymnus *Dum medium silentium*³⁸⁾ erhalten geblieben. Der Textanfang des Hymnus wurde dem AT (Sap. 18, 14) entnommen und ist gleichzeitig der Beginn des Introitus vom Sonntag nach Weihnachten (besonders am 29. oder 30. 12.).

Nach dem Hymnus *Crucis Christi mons Alverne* steht in der rechten Ecke der linken Seite die Festankündigung für Ludwig. Durch das herausgeschnittene Blatt ist der Text dieses Gesanges wiederum fragmentarisch. Das erklärt auch den Beginn des Ludwigs-Hymnus mit der 3. Strophe, deren erste Zeilen fehlen. Der Text wurde ergänzt und in Klammern gesetzt.

IN FESTO S. LUDOVICI <19. 8.>

Ad nocturnum Ymnus³⁹⁾

1. < Dum medium silentium
Noctis nunc tenent omnia,
Coetus cantet fidelium
Ludovici praeconia
2. In nocte nempe saeculi
Plenus fulsit virtutibus
Clarus director populi
Velut coelum sideribus

3. Hic splendet sapientia,
Nitescit et virginitas,
Rorat misericordia
Rubetque fervens caritas.
4. Hic⁴⁰⁾ regulat religio
Motum firmat tranquillitas,
Extollit contemplatio,
Parvificat humilitas.

Der Hymnus besitzt 8 Strophen, die auch am Ende unvollständig vorhanden sind. Auffallend in den noch vorhandenen Strophen sind die letzten Worte jeder Zeile. Hier setzte der Dichter jeweils Begriffe christlicher Tugenden ein. Diese entstammen in erster Linie den Texten des NT: Sapientia, Virginitas, Misericordia, Caritas, Religio, Tranquilitas, Contemplatio, Humilitas, Virtus. Damit wird Ludwig von Toulouse in die Reihe der Heiligen gestellt, die diese Tugenden besaßen.

Hymnus: Dum medium silentium (3. Strophe)



Zusammenfassung

Rekapitulierend kann festgestellt werden, dass dieses liturgische Buch für den Franziskanerorden gedruckt wurde. Besonders zeigt sich dies an den Eintragungen im Kalendarium, im Hymnarius und an dem Zusatz: *Secundum Consuetudinem Romane Curie*, der in allen Franziskaner-Handschriften und Drucken benutzt wurde. Im Kalendarium sind verehrte, heiligmäßige Ordensleute schon vor ihrer offiziellen Heiligsprechung aufgenommen worden. Obwohl die Jahreszahl des Druckes fehlt, deutet alles darauf hin, dass das Exemplar kurz nach 1500 gedruckt wurde. Interessant ist die Responsorienfolge der Liturgia Defunctorum, die mit dem Responsorium *Subvenite sancti* beginnt, was als äußerst selten angesehen werden kann. Alle Aufzeichnungen wurden, trotz

ihrer verschiedenen Schreiberinnen, im Laufe des 16. Jahrhunderts in einer „Süddeutschen Bastarda“ geschrieben. Die Hymnen wurden nicht immer chronologisch aufgezeichnet. So steht der Hymnus zur Stigmatisation des heiligen Franziskus am 17. 9. vor dem Hymnus des heiligen Ludwigs am 19. 8. Das Klarissenkloster in Villingen zeigt mit diesen Aufzeichnungen starke Verbindungen zum Franziskanerorden, wie es von Clara von Assisi bestimmt war und auch in der Chronik des Bickenklosters zum Ausdruck gebracht wird. Dort wird der Tag der Aufnahme von Barbara Payer in das Kloster zu Villingen als die Oktav des „liebgehabten vatters sanct Ludwigstag“⁴¹⁾ (26. 8.) bezeichnet. Die Schwestern haben mit großer Sorgfalt ihre Gebetbücher gestaltet. Die Auszierung der Initialen zeigt die Liebe zum Detail, und

dass im Kloster Sankt Clara zu Villingen großer Wert auf schön geschriebene Codices gelegt wurde. Da nicht jedes Kloster ein Skriptorium besaß, wurden in weniger bekannten Klöstern oft nur Gebrauchsaufzeichnungen hergestellt, oder die handschriftlichen Partien in Auftrag gegeben. Im Villingener Konvent aber wurde selbst geschrieben, gelegentlich auch für andere Klöster. Die Eintragungen in das liturgische Buch, vor allem die der

Hymnen, zeugen von einer beachtenswerten Schreibkultur im Villingener Kloster. Die Texte und Notationen wurden mit großer Sorgfalt ausgeführt. Es zeigt, dass in Villingen eine bedeutende klösterliche Schreibkultur herrschte, und uns bleibt nur die Möglichkeit, diese Kostbarkeiten zu bewahren und der heutigen Bevölkerung diese Werte zu vermitteln.

Anmerkungen:

1) PASCHER, JOSEPH: Das Stundengebet der römischen Kirche. München: Fink, 1954 S. 57.

2) In Lucantonio Giuntas (1457- 1538) Publikation des „Psalmista secundum usum monasticum“ vom 17. 11. 1507 wurde der Holzschnitt David mit der Harfe verwendet, in: Incunabula from the Court Library at Donaueschingen, Auctions-Katalog Juli 1994 Sotheby London Nr. 272 S. 217. Es ist, wie im Text erläutert, nicht nur der Holzschnitt, sondern auch das Druckerzeichen, das genaue Auskunft über den Verlagsort gibt.

3) SARTORI, CLAUDIO: Giunta. In: Die Musik in Geschichte und Gegenwart (MGG). Bd. 5 Kassel: Bärenreiter, 1949. Nachdruck, München/Kassel: Deutscher Taschenbuch-Verlag / Bärenreiter, 1989 Sp. 202-204.

4) Die sieben Herzen besitzen doppelten Symbolcharakter. Schon in der babylonischen und israelitischen Religion war die 7 eine Zahl der Vollkommenheit. Sie wurde von den Griechen und von Augustinus übernommen. Das NT und die christliche Tradition haben mit den 7 Sakramenten, den 7 Bitten des Vaterunser, der 7-Zahl der Tugenden, der Todsünden, der Gaben des Heiligen Geistes und der Werke der Barmherzigkeit diese Linie fortgesetzt (LThK. Bd. 10 Sp. 1303). Das Herz als zentrales Körperorgan steht für das Zentrum des geistigen Lebens und für den Sitz der seelischen Kräfte. Somit auch als Sitz des Erkennens und Denkens (1 Kg 3,11). Die Verehrung des Herzens Jesu war im Mittelalter besonders durch die deutsche Mystik geprägt (LThK. Bd. 5 Sp. 289-292).

5) Dieser Hymnus befindet sich schon im Antiphonar aus Bamberg, cod. lit. 23, 12. Jh. Staatl. Bibliothek Bamberg und im Antiphonar aus Silos, 30850, 11. Jh. Brit. Museum London; AH 51, 46.

6) KIRCHLICHES HAND-LEXIKON, Hg. Michael Buchberger, Bd. 2. Freiburg: Herder, Sp.1626.

7) LThK: Hg Josef Höfer / Karl Rahner. Bd. 3. Freiburg: Herder 1959, Sp. 174ff.

8) Heute geht die Wissenschaft davon aus, dass David zwar einige Psalmen gedichtet habe und somit den Grundstein zum Psalterium gelegt haben könnte, aber es wird nicht mehr angenommen, dass die David zugeschriebenen Psalmen unverändert überliefert sind. WERNER, ERIC: Psalm, in: MGG. Bd. 10 Sp. 1688.

9) Im Kalendarium wurde der 6. 7. angegeben.

10) FUSSENEGGER, GEROLD: Portiunkula, in: LThK. Bd. 8 Sp. 625-626.

11) Septuaginta = alte griechische Bibelübersetzung circa 285-246 vor Christus.

12) „Man benutzt die Musikinstrumente wie Zither und Saitenspiele nicht in der Kirche zum göttlichen Lob, damit es nicht scheint, dass man dem jüdischen Glauben zugetan sei.“

13) THALHOFER, VALENTIN: Erklärung der Psalmen. 5. Aufl. Regensburg: Verlags-Anstalt, 1889 S. 3.

14) PASCHER, JOSEPH: Das Stundengebet der römischen Kirche. S. 88f.

15) STORK, HANS-WALTER: Psalter / Hymnar, in: Biblioteca Apostolica VATICANA. Liturgie und Andacht im Mittelalter. Hg. Erzbischöfliches Diözesanmuseum Köln. Stuttgart. Belsler-Verlag, 1992 S.52.

16) WELLNER, FRANZ: Psalmen, Hymnen und Sequenzen, in: Adam von Sankt Viktor. Sämtliche Sequenzen. 2. Aufl. Kempten: Kösel, 1955 S. 22-28.

17) RECH, HILDEGARD: Äbtissin Ursula Haider. S. 23. In der Chronik des Bickenklosters zu Villingen von 1238-1614 von KARL JORDAN GLATZ wird erwähnt: „Item sch(w)ester JULIANA ERNSTIN von Villingen ist ingeschlossen uf sant Pantaleons tag, was dozemol uf ain sonntag im 16(0)3 jar, ihres alters im 15 jarr“.

18) STÄBLEIN, BRUNO: Hymnar. In: MGG, Bd. 6, Sp. 986f.

19) STÄBLEIN, BRUNO: Hymnus. In: MGG, Bd. 6, Sp. 1000.

20) Benedict v. Nursia schreibt in seiner Regula für jede Hore einen Hymnus vor. Vgl. Regula Benedicti, hg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz. Beuron: Beuronischer Kunstverlag 1992, p. 117.

21) STÄBLEIN, BRUNO: Hymnus. In: MGG, Bd. 6, Sp. 1000.

22) IRTENKAUF, WOLFGANG: Hymnus. A. Der lateinische Hymnus. In: LThK, Bd. 5, Sp. 569-572.

23) Die Sonne bewacht den Untergang, der Mond bewahrt seinen hellen Schein, der Glanz erstrahlt in den Sternen wieder und befolgt die festgesetzten Wege.

24) „Item Bärbelin Payerin ist ingeschlossen uf zinstag nach sant Franciscus tag im 1516 jar, und was alt uf mitwochen nach sanct Michelis 11 jar, und hat der convent quittiert für väterlich und muetterlich erb. Die andern erbfel sind dem gotthus vorbehalten.“ In: Glatz, Karl Jordan: Chronik des Bickenklosters zu Villingen (1238-1614), Tübingen 1881, S.148. „Item Barbara Payerin, genannt Kuefferin, ist ingeschlossen uf die octauff unsers liebgeliebten vatters sanct Ludwigs tag im 1542 jar, und ward sy darnach uf sanct Martins tag 13 jarr alt. All erbfäll sind dem gozhus vorbehalten.“ Glatz: Chronik des Bickenklosters, S. 150.

25) Kustoden zeigen die Höhe des in der nächsten Zeile stehenden Tones an (custos = Wächter).

26) Es sind im Responsoriums-Katalog von Knud Ottosen von ca. 2000 untersuchten Quellen gerade sechs, die sich ausschließlich in romanischen Ländern befinden. OTTOSEN, KNUD: *The Responsories and Versicles of the Latin Office of the dead*. Aarhus: Aarhus University Press, 1993 S. 200-201.

27) ODERMATT, AMBROS: *Ein Rituale in beneventanischer Schrift (Spicilegium friburgense 26)*, Fribourg, 1980 S. 236.

28) THALHOFER, VALENTIN: *Erklärung der Psalmen*. S. 568.

29) *Antiphonar/Silos*: London, Brit. Museum, Add 30850. 11. Jh. und *Antiphonar/Benevent*: Chapitre V. 21, St. Loup/Benevent. Beide Hss. ed. CAO II, III, IV. Roma: Herder 1965.

30) Epitaph = Inschrift auf einem Grabstein.

31) AH. Bd. 50 S. 14; AH. Bd. 51 S. 219.

32) FUSSENEGGER, GEROLD: *Alverna*, in: LThK. Bd. 1 Sp. 410.

33) AH. Bd. 4 S. 140. Dieser Hymnus steht auch im Hymnarius des gedruckten Teils und zwar vor: *In Visitatione S. Mariae*. (In *Visitatione S. M.* am 2. 7., In *Festo Stigmatum S. Francisci* am 17. 9.)

34) Erstmals in: *Cod. S. Peter, Salisburg*. a. VI. 52. saec. XV.

35) BREVIARIUM ROMANUM. Pars autumnalis. Ratisbonae et Romae: Pustet, 1914 p. 426.

36) LCI. Bd. 7, Sp. 442-445.

37) STÖCKERL, DAGOBERT: *Ludwig von Toulouse*, in: LThK. Bd. 6 Sp. 1196.

38) AH. Bd. 4 S. 188.

39) Hier wird erstmalig der Begriff Hymnus in der handschriftlichen Aufzeichnung verwendet.

40) In AH steht hunc, was auch grammatikalisch richtig ist.

41) GLATZ, KARL JORDAN: *Chronik des Bickenklosters zu Villingen 1238-1614*. Tübingen, 1881 S. 150.

Abkürzungsverzeichnis:

AH *Analecta hymnica medii aevi.*, 55 Bände. Hg. Drees, Guido Maria, Clemens Blume und Henry Bannister. Leipzig: Reisland, 1886-1922.

CAO *Corpus Antiphonalium Officii*, 6 Bände, ed. J.R. Hespert, Roma: Herder, 1963-1979.

LCI *Lexikon der christlichen Ikonographie*, 8 Bände. Hg. Engelbert Kirschbaum, Nachdruck von 1968-1976. Rom/Freiburg/Basel/Wien: Freiburg: Herder, 1994.

LThK *Lexikon für Theologie und Kirche*. 10 Bände. Hg. Josef Höfer, Karl Rahner, Freiburg: Herder, 1957-1965.

MGG *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*. 10 Bände. Hg. Friedrich Blume, Nachdruck von 1949. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag und Kassel/Basel/London: Bärenreiter, 1989.

OFM *Ordo Fratrum Minorum* (Franziskaner).

OESA *Ordo Fratrum Eremitarum S. Augustini* (Augustiner Eremiten).

OP *Ordo Fratrum Predicatorum* (Dominikaner).

OSCI *Ordo Sanctae Clarae* (Klarissen)

Bibliografie:

Drees, Guido Maria, Blume, Clemens, Bannister, Henry (Hg.): *Analecta hymnica medii aevi. Hymnii antiquissimi*. Bd. 5, Leipzig: Reisland 1908.

Fussenegger, Gerold: *Alverna*, in: LThK. Bd. 1, Freiburg: Herder 1957.

Fussenegger, Gerold: *Portiunkula*, in: LThK. Bd. 8, Freiburg: Herder 1963.

Glatz, Karl Jordan: *Chronik des Bickenklosters zu Villingen von 1238-1614*. Tübingen, 1881.

Irtenkauf, Wolfgang: *Hymnus. A. Der lateinische Hymnus*, in: LThK. Bd. 5, Freiburg: Herder 1960.

Kunz, Lukas: *Totenoffizium*, in: LThK. Bd. 10, Freiburg: Herder 1965.

Odermatt, Ambros: *Ein Rituale in beneventanischer Schrift (Spicilegium friburgense 26)*. Fribourg 1980.

Ottosen, Knud: *The Responsories et Versicles of the Latin Office of the dead*. Aarhus University Press 1993.

Pascher, Josef: *Das Stundengebet der römischen Kirche*. München: Fink 1954.

Rech, Hildegard: *Äbtissin Ursula Haider (1413-1498). Ein Beitrag zur Heimatgeschichte von Villingen*. Villingen: Wiebelt 1937.

Rehm, Martin: *David*. In: LThK. Bd. 3, Freiburg: Herder 1959.

Sartori, Claudio: *Giunta*, in: MGG. Bd. 5. München: Deutscher Taschenbuchverlag und Kassel/Basel/London: Bärenreiter 1989.

Schlötterer, Reinhold: *Hymnodie*, in: LThK. Bd. 5, Freiburg: Herder 1960.

Schnitzler, Theodor, Jungmann, Andreas: *Begräbnis, IV. Liturgisch*, in LThK. Bd. 2, Freiburg: Herder 1958.

Stäblein, Bruno: *Hymnar*. In: MGG. Bd. 6, München: Deutscher Taschenbuchverlag und Kassel/Basel/London: Bärenreiter, Nachdr. 1989.

Stierli, Josef: *Herz-Jesu*, in: LThK. Bd. 5 Freiburg: Herder 1960.

Stöckerl, Dagobert: *Ludwig von Toulouse*, in: LThK. Bd. 6 Freiburg: Herder 1961.

Stork, Hans-Walter: *Psalter/Hymnar*. In: *Biblioteca Apostolica Vaticana. Liturgie und Andacht im Mittelalter*. Hg. Erzbischöfliches Diözesanmuseum Köln. Stuttgart: Belsar-Verlag 1992.

Thalhofer, Valentin: *Erklärung der Psalmen*. 5. Aufl. Regensburg: Verlags-Anstalt 1889.

Wagner, Peter: *Psalmista*, in: *Kirchliches Hand-Lexikon*. Bd. 2 Freiburg: Herder 1912.

Wellner, Franz: *Psalmen, Hymnen und Sequenzen*, in: *Adam von Sankt Viktor. Sämtliche Sequenzen*. 2. Aufl. Kempten: Kösel 1955.

Werner, Eric: *Psalm*, in: MGG. Bd. 10. München: Deutscher Taschenbuch-Verlag und Kassel/Basel/London: Bärenreiter 1989.

Artur Summ – Aquarelle sind mein Hobby

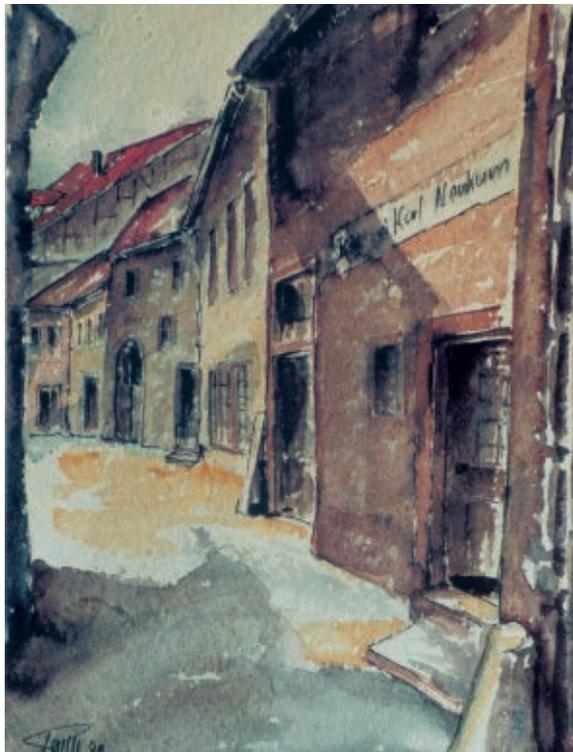
In der Goldgrubengasse bin ich geboren und aufgewachsen. Damals war die Gasse nicht - wie heute - gepflastert. Der Belag war eine einfache Sanddecke, und bei jedem Regenschauer bildeten sich Drecklachen (Wasserpfützen), in denen wir barfuß herumstampften. Bei Trockenheit konnten wir die Zeit mit „Kigelespiel“ = Murmeln vertreiben. Wollten wir aber die Habergeiß (Tanzknopf) pfitzen, gingen wir auf den Gehweg der Niederen Straße, der hatte schon einen glatten Belag.

In der Schule war Zeichnen eines meiner Lieblingsfächer. Später war in der Gewerbeschule Technisches Zeichnen bei Direktor Meurer mein bestes Fach. Oft sah ich im Lehrerzimmer Herrn Meurers

Aquarelle – er war ein guter Hobbymaler – mit großem Interesse an.

Nachdem dann der Zweite Weltkrieg zu Ende war, und ich aus der Gefangenschaft zurückkehrte, stellte sich die Frage der Weiterbildung. Ich entschloss mich 1949 nach Detmold in die Tischlerfachschule, Fachrichtung Innenarchitektur, zu gehen. Hier waren strenge Dozenten, die in Kunstgeschichte die verschiedenen Stilrichtungen der Möbel und des Innenausbaus praktisch unterrichteten. Zu damaliger Zeit war dieses Studium der Innenarchitektur sehr grotesk, da ich in den Semesterferien mit dem Zug an zerbombten Städten vorbeifuhr, und ich zu der Erkenntnis kam, dass

Goldgrubengasse



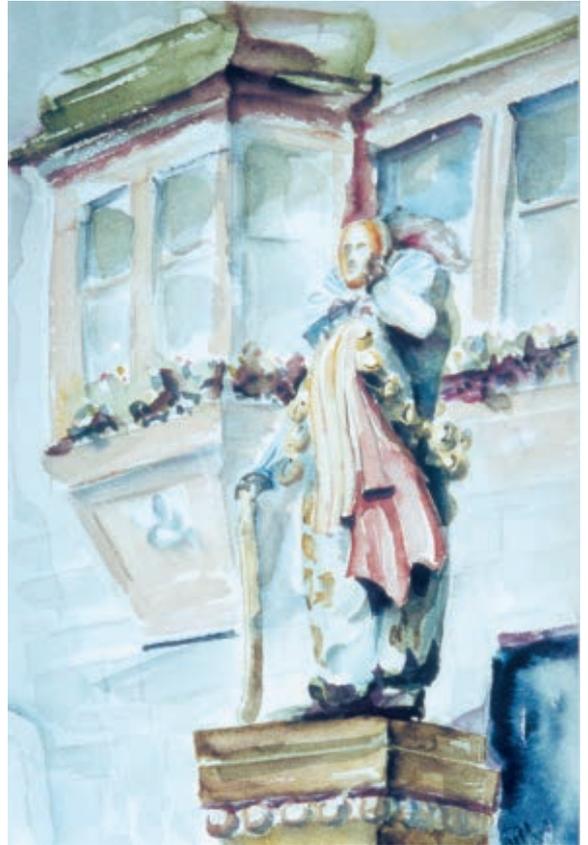
Romäusturm





Münster mit „Raben“

der Wiederaufbau noch nicht vollzogen ist. Zur gleichen Zeit war mein Bruder mit Ingenieurstudium ohne Aussicht auf eine Anstellung. Das waren die Gründe, weshalb ich 1952 mein Studium in Detmold abgebrochen habe.



Narrenbrunnen



Villinger Narro

Ich konnte aber gut mit dem Zeichenstift umgehen, was natürlich in meiner Schreinerei große Vorteile brachte, weil ich mit den Mitarbeitern und den Kunden durch Skizzieren schnellere Verständigung herbeiführte. Als ich dann 1972 nicht mehr



San Gimignano – gemalt bei der Exkursion 1998

in den Gemeinderat gewählt wurde – wo ich bereits 13 Jahre war – ging ich in dieser für mich freien Zeit in die Volkshochschule und belegte die Kurse Aquarellmalerei. Aquarelle deshalb, weil der geringste Aufwand an Geräten, Material und Werkzeug im Vergleich zu anderen Maltechniken notwendig ist. Es ist natürlich naheliegend, dass die Heimatstadt Villingen mit ihren Gassen und Türmen meine Lieblingsmotive sind, vor allem die Goldgrubengasse. Die weitere Umgebung von Schwarzwald, Donautal, Bodensee sind lohnenswerte Motive. Bei

Exkursionen des Geschichts- und Heimatvereins an die Loire und in die Toscana war ich motiviert und es entstanden schöne Erinnerungen in Aquarell.

Auf unsere Urlaubsreisen in die Provence gehe ich nie ohne Malkasten und Pinsel.

Alles in allem ist Aquarellieren für mich als Rentner ein wunderschönes Hobby und dank meiner Frau Trudi, die mich mit Gartenarbeiten verschont, werden noch viele, hoffentlich schöne Aquarelle entstehen.

Karl Knecht

Günter Rath

Die Liebe zu seiner Heimatstadt wird in seinen Bildern lebendig

Gerade 88 ist er geworden. Eine Begegnung mit Karl Knecht ist immer noch ein Erlebnis. „Seinen täglichen Rhythmus muss man beibehalten und eine feste Werthaltung gehört einfach zum Leben. Mit dieser Philosophie bin ich bisher sehr gut gefahren“, erzählt der Villingener Malermeister und Kunstmaler. „Mein katholisches Elternhaus hat mir dabei sehr viel mitgegeben“. Bei Malermeister Hermann Fischer ist er in die Lehre gegangen, hat dort auch sein Gesellenstück gemacht und das Handwerk von Grund auf gelernt.

In seinem Elternhaus in der Gerberstraße eröffnete Karl Knecht dann ein eigenes Malergeschäft, das später zu einem Verkaufsladen für Malerbedarf ausgebaut wurde. Zu Zeiten als er unter anderem an der Tonhalle arbeitete, beschäftigte Karl Knecht bis zu dreißig Mitarbeiter.

Dass er mehr wollte, dass er künstlerische Ansprüche an sich stellte, wurde sehr schnell deutlich. Im Anschluss an seine Lehre besuchte Karl Knecht die Kunst- und Gewerbeschule in Karlsruhe und kann später auch an der Akademie der Bildenden Künste in München studieren, eine Akademie, die die Entwicklung der deutschen Malerei weitgehend mitbestimmte. Landschafts- und Porträtmalerei waren an der Akademie in München besonders beliebt, Kategorien der Malerei, die später auch für Karl Knecht bestimmend werden sollten, Gattungen in denen er seine Bildmotive suchte.

Seit Beginn seines siebten Lebensjahrzehnts widmete sich Karl Knecht nur noch der Kunst. Befragt nach seinen Lieblingsmalern kommen ihm spontan die französischen Expressionisten über die Lippen. Am liebsten malt er selbst noch heute aber Bilder vom alten Villingen, „einer Stadt mit einer stolzen Geschichte“. Die Vaterstadt war für ihn mit ihren Motiven selbst eine wahre Fund-



Karl Knecht und seine geliebte Heimatstadt: Motive wie das Bickentor hat er oft und oft in verschiedenen Techniken gemalt. Sie zieren viele Villingener Wohnstuben.

grube. Ein liebevoller Blick prägt die Bilder vom alten Villingen. Typische Ansichten sind es: Der Blick auf's Münster, vor allem aus dem Rathausgässle, die Türme und Tore seiner Heimatstadt regen Karl Knecht noch heute an, zum Pinsel zu greifen. Vieles von dem, was er gemalt hat, ist heute ein historisches Dokument und zeigt, wie die Stadt scheinbar ihr Gesicht verändert hat. Karl Knecht liebt das historische Villingen, aber er ist auch offen für sinnvolle Veränderungen. „Die Tradition bewahren, ohne sich der Gegenwart und Zukunft zu verschließen, das ist eine Aussage, mit der ich sehr gut leben kann“. Die Tradition, das ist für ihn natürlich auch die Villingener Fasnet. Denkt er an seinen Lehrmeister Fischer zurück, erinnert



Karl Knecht: Verschneites Schwarzwaldhaus im Feldberggebiet.

er sich gern an die Schemen und Häser, die er bemalt hat, und es war für ihn eine Selbstverständlichkeit, dem Wunsch der Narrozunft zu folgen und die Villingener Narrofahne zu malen.

Wenn Karl Knecht von seinen Villingener Bildern spricht, stellt er sich aber auch oft die Frage, ob sich die Stadt denn wirklich so verändert hat. Oder hat Karl Knecht, wie einer seiner Kunden einmal gefragt hat, vielleicht in erster Linie Typisches von seiner Vaterstadt gemalt. Vielleicht zeigt sich gerade darin seine handwerkliche Schule.

Die Tatsache, dass in seinem Haus kein Villingener Bild hängt, ist Beweis genug, dass Karl Knecht noch immer eine gute Maleradresse für Villingener Motive ist. „Man kauft mir meine Bilder auch in moderner Zeit ab“, erzählt Knecht nicht ohne Stolz. „Viele Menschen freuen sich über Motive, die sie noch erkennen. Wichtig ist für die Betrachter der persönliche Bezug zu dem, was sie sehen.

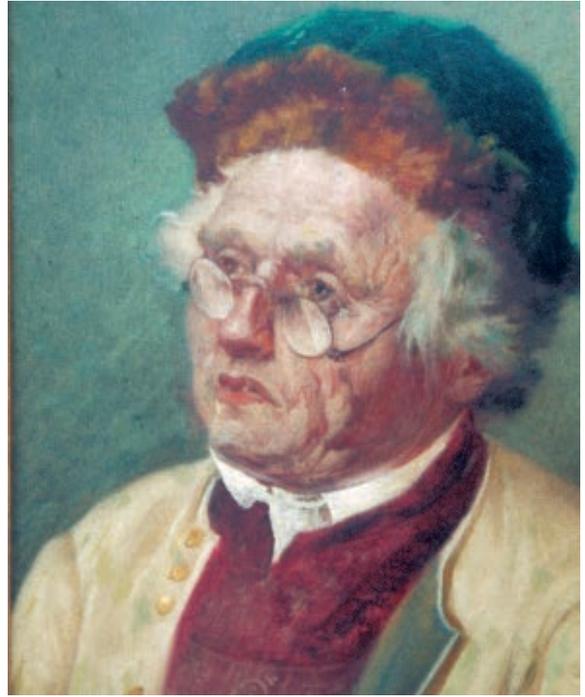
„Ich male für die, die unsere Stadt kennen“, sagt er, aber trotzdem sind die Ansichten auch für den Fremden erkennbar, weil typische Details immer wieder herausgehoben werden. Der Charakter der mittelalterlichen Stadt bleibt erhalten.

Der Besuch zahlreicher Kunstausstellungen regt ihn immer wieder zu hochwertigen Kopien an. Seine Kopie vom „Raub der Sabinerinnen“, zum Beispiel, ist ein Blickfang für jeden Besucher im Haus in der Bleichestraße. Auch seine Porträtkopien beeindrucken durch ihre Ausdruckstärke und begeistern genauso wie Karl Knechts Schwarzwald-Landschaften und Blumenbilder.



Blumenstück mit Sonnenblumen nennt der Villingener Maler dieses Bild.

Diesem Lausub aus dem Bregenzerwald begegnete der Maler bei einem seiner Ausflüge. Er verewigte ihn auf der Leinwand.



Alter Mann mit Pelzmütze heißt das Werk eines unbekanntes Meisters, das Karl Knecht in einer Münchner Galerie kopierte.

Den Villingener Buchhändler und Heimathistoriker Josef Liebermann porträtierte Karl Knecht 1945 in der Baracke beim alten Krankenhaus, wo beide interniert waren.





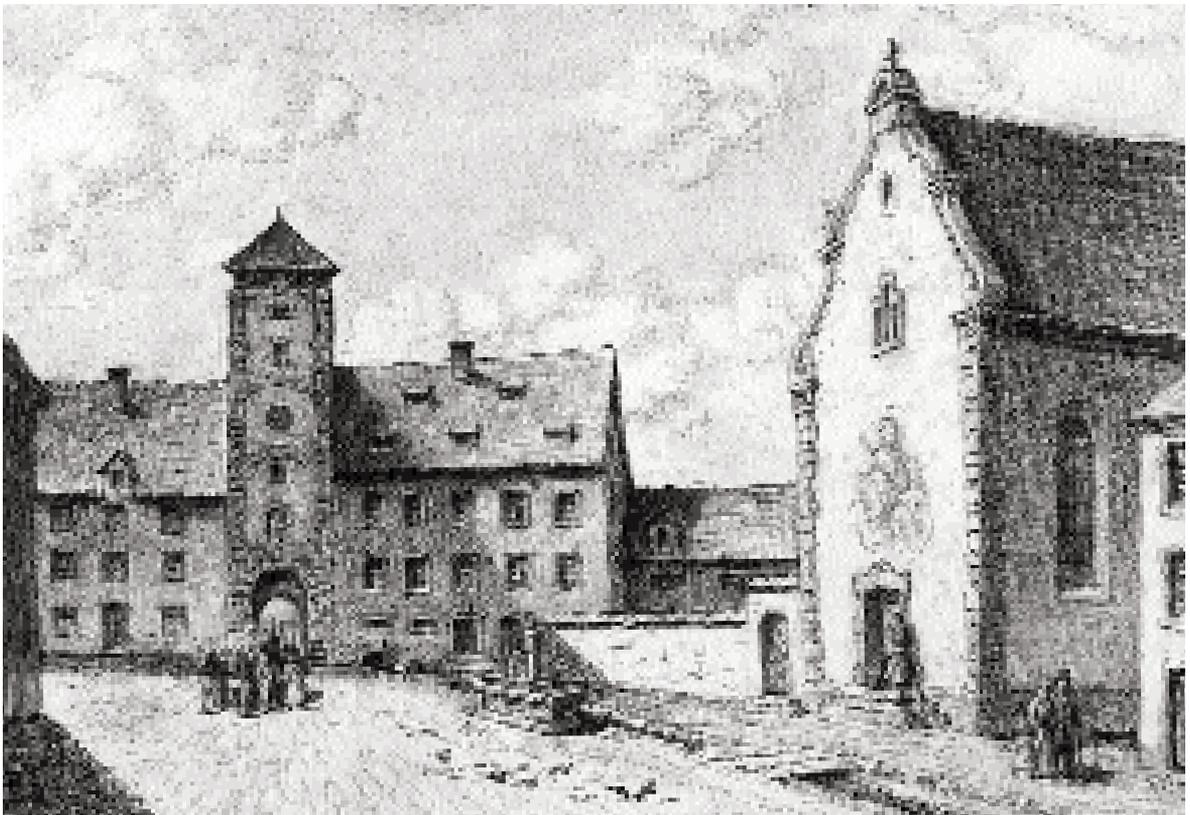
Karl Knecht: Das Riettor ist ein besonders beliebtes Motiv, das vor allem als historische Darstellung bei seinen Kunden gefragt ist.

Namen wie Richard Ackermann, Waldemar Flaig oder Paul Hirth kennt jeder Villinger Kunstinteressierte. Gewiss haben sie hervorragende Bildnisse von Villingen geschaffen. Aber da diese Künstler bereits in einer Ausstellung in der Benediktinerkirche gewürdigt wurden, war es ein Anliegen der Sparkasse Villingen-Schwenningen in ihrer Ausstellung vom 12.11.–30.11.1999 auch weniger bekannte Künstler wie Max Roth oder Ursula Eschbach vorzustellen. Die Idee zu diesem Vorhaben lieferte Dr. Hans Kurtz, der selbst einige Exponate aus seiner Sammlung für die Ausstellung in der Kundenhalle der Villingen Sparkassen-

Abb. 1

Hauptstelle beisteuerte. In Sparkassendirektor Klaus Haubner fand er einen begeisterten Fürsprecher, da auch die Sparkasse in ihrem großen Fundus viele Ansichten von Villingen Straßen und Winkeln hat, die bisher der breiten Öffentlichkeit nicht gezeigt werden konnten.

Das Thema der Ausstellung war klar umrissen. Präsentiert werden sollten Villinger Motive innerhalb und einschließlich der Stadtmauer. Einzige Ausnahmen bildeten Ansichten der Loretto-Kapelle und eine historisierende Gesamtdarstellung Villingens von Paul Bär sen., die, basierend auf dem Gumpen Plan, das barocke Villingen



zu rekonstruieren versucht und dabei einen Überblick über den in der Ausstellung gezeigten Stadtbereich gibt. Zusammen mit der Bickenkapelle gehören sie zur Geschichte und Entwicklung der Stadt und wurden deshalb mit ausgestellt. Die gezeigten Motive sind allgemein bekannt, auch wenn vor manch einem der Exponate während der Ausstellung Diskussionen entbrannten, welche exakte Straßenecke vom Künstler oder der Künstlerin dargestellt wurde. Zu sehen waren Straßen, Gassen, Teile der Ringmauer, kirchliche und weltliche Gebäude, Häuserensembles und die Stadttore, von denen das Niedere Tor in einer Fantasievorstellung von Paul Bär sen. rekonstruiert wurde (Abb.1). Das wahrscheinlich ungewöhnlichste Motiv war die „Fasnachtssuche auf dem Käferberg“ von Carl Kaiser (Abb.2). Auch in diesem Sinne ist der Titel der Ausstellung „Villinger Motive“ zu verstehen: Nicht nur Architektur sondern auch die Eigenheiten und Traditionen der Villinger stellen ein Motiv dar, das ein Stück Leben der Stadt vermittelt. (Die Fasnacht im Ganzen wurde bewusst ausgelassen, da dieses Thema einer eigenen Ausstellung bedarf).

Die meisten ausgestellten Künstlerinnen und Künstler sind der Villinger Kunstwelt ein Begriff. Vertreten waren u. a. vertraute Namen wie Dominikus Ackermann d.J. und Nepomuk Ummenhofer, Guido Schreiber und Waltraud Oloff, Paul Meurer und Vera von Buch oder auch Oskar Wickert. Neben diesen hingen Werke von weniger bekannten Künstlern wie Ursula Eschbach, Max Roth oder Hans Henne. Eines ist allen Ausgestellten gemeinsam, ob sie nun aus Villingen stammen oder zugereist sind: ihre Liebe zur Stadt. Sie alle nutzten Villingen als Inspirationsquelle und können selbst alt eingesessenen Villingern verborgene Schönheiten ihrer Stadt zeigen, eines der Hauptanliegen der Ausstellung in der Sparkasse. Denn wie oft verschließen wir die Augen vor den Schönheiten unserer Umgebung und Heimat. Da bedarf es des sanften Anstoßes durch ein Gemälde oder eine Zeichnung.

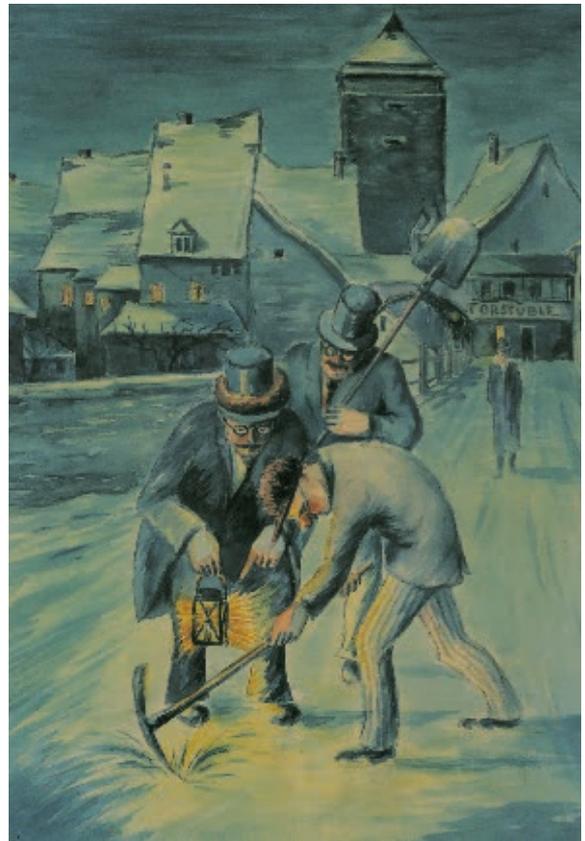


Abb. 2

Die Auswahl der Künstlerinnen und Künstler definiert den zeitlichen Rahmen in dem sich die Ausstellung bewegte. Die älteste Darstellung stammte von Nepomuk Ummenhofer aus dem Jahre 1856 und zeigte eine Prozession bei der Lorettokapelle (Abb.3). Das jüngste der 51 Exponate stellte die Johanniter-Kirche im Jahr 1995 dar und stammte von Waltraud Oloff. Durch die zeitliche Eingrenzung auf die letzten 150 Jahre konnten die Betrachter leichter einen Zugang zum Dargestellten finden und ohne große zeitliche Sprünge einen Bezug zwischen Heute und Gestern herstellen.

Die angewandten Techniken der Exponate waren so vielfältig wie die Motive. Zu sehen waren Aquarelle und Lithografien, Kohlezeichnungen und Ölgemälde. Dadurch wurde eine gewisse Monotonie vermieden, die durch die Bevorzugung einer bestimmten Technik entsteht, da jeder Tech-



Abb. 3

nik ein eigener Charakter inne wohnt. Somit konnten die verschiedenen Facetten eines einzelnen Motivs besser gezeigt werden.

Die Exponate stammten zu einem großen Teil aus dem Fundus der Sparkasse Villingen-Schwenningen. Außerdem nutzte das Städtische Franziskaner-Museum die Gelegenheit einige Kunstwerke aus seinem Magazinbestand der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Eine Chance für manche Exponate, z. B. eine Lithografie vom Villingener Münster, ihr Potential zeigen zu dürfen bevor sie wieder für längere Zeit im Depot schlummern müssen (Abb. 4). Richtige Schätze fanden sich bei den privaten Leihgebern, deren Kunstwerke die Ausstellung erst ermöglichten. Diese Exponate werden vielleicht nie wieder in einer öffentlichen Ausstellung zu sehen sein.

Um einer gewissen Idyllisierung entgegen zu wirken wurden die Exponate in Motivgruppen zusammen gehängt. So hingen z. B. 4 Darstellungen des Käferbergs oder 3 Ansichten des Kaiserturms zusammen. Nur dadurch konnten die un-

terschiedlichen Blickwinkel der einzelnen Künstler betont, und die verschiedenen Facetten des Motivs beleuchtet werden. Auch wurde dadurch vermieden, Villingen zu einem bestimmten Zeitpunkt zu zeigen. So überspannte die Gruppe der Loretokapellen-Darstellungen die Zeit von 1856 (Ummenhofer) bis 1981 (Simon), wobei man den Wandel von der „Grünen Wiese“ zum bebauten Wohngebiet verfolgen konnte.

Eines der zentralen Exponate war die „Nachtwache am Bickentor“ von Dominikus Ackermann d.J. (1873), (Abb. 5). Es zeigte einen wachhabenden Torwärter, der im Winter zwischen Bickentor und dem Vortor Wache hält. Auffallend ist seine Dienstkleidung, die eigentlich dem 18. Jh. angehört. Dieser Hang zur Historisierung fällt noch bei weiteren Exponaten ins Auge. Ist es ein Versuch der Künstler Idyllen zu erzeugen, oder doch eher an eine vergangene heile Welt zu erinnern? Das 19. Jh. war eine Zeit der großen Umwälzungen und auch in Villingen hielt die Industrialisierung Einzug.

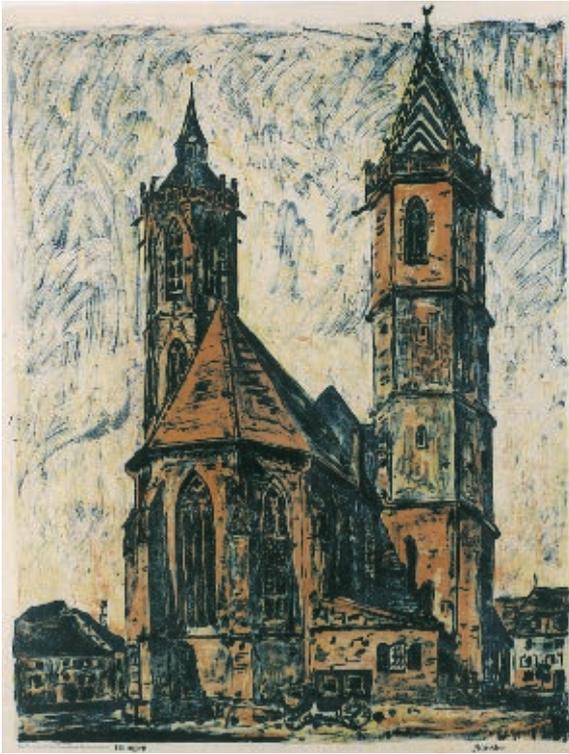


Abb. 4

Die Veränderungen im Stadtbild sind heute noch ersichtlich. Um so verständlicher ist das Bestreben der Künstler nach einem Halt in einer sich schnell ändernden Welt. Diesen Halt bot die Tradition und das Bewusstsein, Bestandteil eines Gefüges zu sein, das es schon immer gab und dessen Vergangenheit schon manche Veränderung überstanden hatte.

Fantasie gehört zur künstlerischen Freiheit und ist in einem gewissen Sinne zeitlos. Die Rekonstruktionsversuche von Paul Bär sen. und Dominikus Ackermann sind zeitlos in ihrer Fantasie, und so konnte in der Ausstellung der Grundgedanke rea-



Abb. 5

lisiert werden, nichts rekonstruieren und kein „anderes“ Villingen erschaffen wollen. Der Historismus grenzt beinahe an Utopismus, womit im Festjahr 1999 der Kreis sich wieder schließt: Von der mittelalterlichen Idealstadt zur Wunschstadt. Die Ausstellung in der Hauptstelle der Sparkasse Villingen konnte zeigen, welches Potential auch in weniger bekannten Künstlern steckt, und welche Rolle der Künstler als Regisseur einnimmt. Er gibt uns den Blickwinkel vor, in dem wir auf die Schönheiten und den Charme unserer Stadt blicken, und regt uns zu einem aufmerksamen Spaziergang durch Villingen an.

Geologie in und um Villingen

1. Die Geschichte der heutigen Landschaft um Villingen

Kaum vorstellbar, „dass die Brigach einmal westlich von der Lorettokapelle in 770 m Höhe (Anm.: vielleicht auch in 850 m heutiger Meereshöhe) floss und von da ihren Weg über das Laible nahm“. ¹⁾ Der Zusammenfluss von Brigach und Breg erfolgte damals, im Mittelploizän, dem jüngsten Tertiär vor rund drei Millionen Jahren, auf dem Schellenberg westlich von Donaueschingen. Zu sehr haben sich selbst in der Erdneuzeit vor nur ein paar Millionen Jahren die Erdoberfläche, das Land und die Gewässer vor allem der Lauf der Flüsse verändert. Einmal mehr bewirkten das Kräfte in tieferen Zonen der Erde, z.B. magmatische und tektonische Prozesse sowie Vorgänge die, u.a. beeinflusst durch klimatische Gegebenheiten, von außen auf die Erdoberfläche übergriffen, z.B. mechanische und chemische Verwitterung, die Abtragung und Ablagerung aber auch Anlagerung und Aufbau. Betrachten wir in einem groben Überblick zunächst die erdgeschichtlichen Entwicklungen um Villingen wie sie sich vor allem dem Wanderer erschließen.

Im Erdaltertum vor mehr als 350 Millionen Jahren entstand in Mitteleuropa ein sogenanntes variskisches Gebirge. In einer südlichen Zone gehörte dazu auch das Gebiet der heutigen Vogesen und des Schwarzwaldes (Moldanubikum – Böhmisches Massiv).

Mit Beginn des Erdmittelalters (Mesozoikum) vor rund 230 Millionen Jahren war dieses Gebirge bereits so weit abgetragen, dass man heute die damalige Landoberfläche als permokarbone Rumpffläche bezeichnet. Über diesem Grundgebirge lagerten sich in Mitteleuropa während der Dauer von weiteren rund 130 Millionen Jahren

Sedimente (= abgelagertes mineralisches oder organisches Material) ab, die durch die Transportmittel Wasser (z.B. Flüsse, Meeresströmungen), Eis und Wind (Deflation) verfrachtet worden waren. Die unterste geologische Formation des Erdmittelalters heißt die Trias. Sie nimmt ihren Anfang mit den vorwiegend festländisch gebildeten Schichten des Buntsandsteins, die wir bis hinauf zur Insel Helgoland in der Nordsee kennen. Als eine flache Bucht des Weltmeers lieferte in der Mittleren Trias das deutsche Muschelkalkmeer die drei Abteilungen des Unteren, Mittleren und Oberen Muschelkalks. Sie sind für den größten Teil der Oberflächenstruktur Villingens typisch. Wir finden sie in allen vier Himmelsrichtungen um die alte Stadt.

Als das Meer schließlich den deutschen Boden nach Südwesten freigegeben hatte, änderten sich die Ablagerungsbedingungen und in dem zunächst wüstenartig beginnenden trockenen Klima setzte mit der Oberen Trias die Keuperzeit ein. Den Schichten des Keupers folgte der Jura. Er ist das mittlere System des Erdmittelalters und hat seinen heutigen Namen vom Schweizer Jura. Einmal mehr drang das Meer auf das Festland vor, wobei letztlich der größte Teil Mitteleuropas unter Wasser lag mit unmittelbarer Verbindung zum Weltmeer und dem Ur-Mittelmeer. Während einiger zehn Millionen Jahre kam es von unten nach oben zu den Gliederungen des Schwarzen Jura (Lias), Braunen Jura (Dogger) und Weißen Jura (Malm). Der marine Sedimentationsraum dieser Schichten ist auch in unserer näheren Heimat in jeder Formation reich an Versteinerungen.

Es folgten rd. 70 Millionen Jahre der Kreidezeit. Deren durch erneuten Meeresvorstoß abgelager-

ten Schichten sind bei uns geologisch nicht anzutreffen, weil wesentliche Teile Süddeutschlands während der gesamten Kreidezeit Festland blieben.

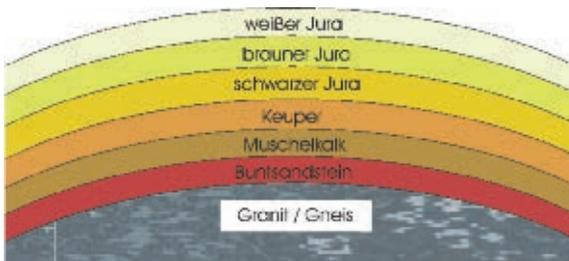
In der rund 170 Millionen Jahre dauernden Periode des Erdmittelalters bildete sich allmählich über dem Grundgebirge, der permokarbonen Rumpffläche, ein Deckgebirge bis zu 2000 Meter Höhe.

Vor rund 65 Millionen Jahren begann dann die Erdneuzeit (Känozoikum oder Neozoikum), und zwar mit der Periode des Tertiärs. Letzteres geht einerseits mit der in weiten Teilen bis heute andauernden festländischen Verwitterung und Ablagerung einher, andererseits erlangt eine alpidische Gebirgsbildung ihren Höhepunkt. Dazu gehört, wie angedeutet, auch die Auffaltung unserer Alpen zum Hochgebirge. Die Verteilung von Land und Meer sowie die Oberflächengestalt nähern sich zusehends den Verhältnissen der Gegenwart. Der Vorgang wurde von Brüchen in der oberen Erdrinde begleitet.

So entstand als tieferreichender Bruch vor rund 50 Millionen Jahren der Oberrheingraben.

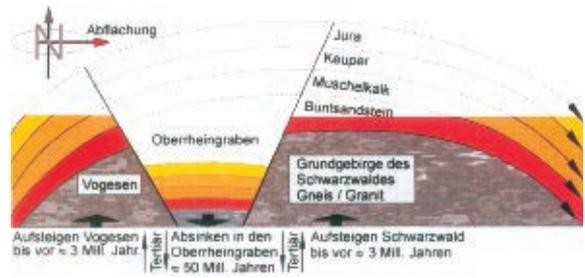
Nach der Modellzeichnung (P. Göbel B. Preiß, Geographie, Westermann Verlag, 1983, S. 11) hat man sich die Entstehung der Schichtstufenlandschaft Süddeutschlands so vorzustellen:

Ablagerungen im Erdmittelalter (Abb. 1 a)

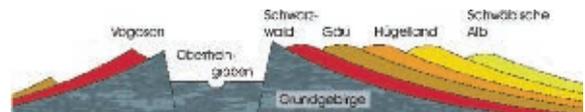


Vor rund 50 Millionen Jahren entstand als tieferreichender Bruch der Oberrheingraben. Mit ihm versanken auch Teile des Deckgebirges in der Tiefe. In der Folgezeit wurden bis vor drei Millionen Jahren der Schwarzwald und die Vogesen herausgehoben.

Abtragungen in der Erdneuzeit (Abb. 1 b)



heutige Schichtstufenlandschaft (Abb. 1 c)



Unser Villingener Landsmann, Professor Willi Paul, hat in einem halbschematischen Schnitt die Schichtstufen der Baar wie folgt dargestellt (Quelle: Fluss- u. Landschaftsgeschichte, a.a.O., S. 191; (Ortsbezeichnungen, Farbgebung und Erläuterungen der Schichtstufen wurden ergänzend hinzugefügt):

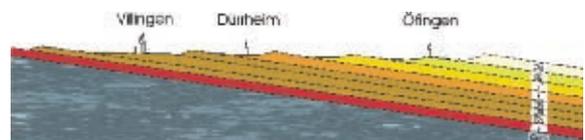


Abb. 1 d

Farbschematischer Schnitt durch die Schichtstufenlandschaft der Baar unter warmzeitlichen Abtragungsverhältnissen.

Grundgebirgssockel in Diagonalsignatur, Tragkörper der Schichtstufen ohne Signatur, Deckkörper schraffiert. Schichtstufen des Unteren Weißjuras, des Mittleren Braunjuras, des Oberen und des Unteren Lias und des Oberen Muschelkalkes.

Der Buntsandstein bildet mangels eines Tragkörpers keinen Schichtstufenrand, sondern nur eine Schichtstufenlehne und wird infolgedessen morphologisch zu einem Bestandteil des Kristallinsockels.

Erdaltertum	GnGr	= Gneis und Granit des Grundgebirges
Germanische Trias:	s	= Buntsandstein, Mittlerer und Oberer
	mu	= Unterer Muschelkalk
	mm	= Mittlerer Muschelkalk
	mo	= Oberer Muschelkalk
	k	= Keuper, Unterer und Oberer
Jura:	li	= Lias, Schwarzer Jura
	dg	= Dogger, Brauner Jura
	ma	= Malm, Weißer Jura

Mit ihm versanken große Teile des Grund- und Deckgebirges. Wiederum gelangten über viele Millionen Jahre tertiäre Ablagerungen in den Rheingraben und verfüllten ihn zwischen 1800 und 3000 Meter. Im Quartär, dem jüngsten der geologischen Systeme, seit mehr als zwei Millionen Jahren, kamen in dessen jüngerer Abteilung, dem Pleistozän, die eiszeitlichen Schotter und Sande aus dem Alpengebiet hinzu. Als Urstromtal der Eiszeiten wurde für uns Heutige daraus die Oberrheinische Tiefebene mit dem gebändigten Rhein. Ebenfalls im Tertiär wurde der Schwarzwald herausgehoben, ein Prozess der in Schüben bis vor rund drei Millionen Jahren (jüngstes Tertiär, Mittelpliozän) andauerte.

Im Westen, in Richtung seiner Flanke zum Oberrheingraben, stieg er stärker empor als auf seiner östlichen Seite an deren Rand Villingen liegt. Die Geologen sprechen von einer Pultscholle. Dabei wurden die heute noch 300 Meter mächtigen Schichten des über dem Grundgebirgssockel lagernden Deckgebirgsmantels gekippt d. h. schräggestellt. Das zeigt sich heute in einem Einfallen der Deckschichten von Nordwest nach Südost.

In der zweitjüngsten Abteilung des Tertiärs, dem Miozän, wurde die deutsche Südwestecke, dazu gehört auch der Raum um Villingen, mit einer Fläche von etwa 1500 qkm zum Verfrachter von Sedimenten (Gerölle), die als Jüngere Nagelfluh besonders die voralpine Senke des Hegaus über Millionen Jahre hinweg bis zu 200 Meter hoch einschütteten.

Willi Paul²⁾ stellt dazu fest „die zur Bildung der Juranagelfluh führende linien- und flächenhafte Abtragung hat eine ältere alt- bis prämiozäne und praktisch nur in den Schichten des Braunen und Weissen Juras stehende Landschaft teils gänzlich zerstört, teils weit nach Südosten abgedrängt (= dortige heutige Hochfläche der Schwabenalb, der Länge und des Randen) und an deren Stelle in zum Teil etliche hundert Meter tieferem Niveau eine erste das ganze mesozoische (Anm.: erdmittelalterliche) Schichtgebäude einbeziehende Schichtstufenlandschaft modelliert...“.

Schließlich wurde auch in der folgenden Erdneuzeit durch Verwitterung und Abtragung, bei der die noch vagabundierenden Flüsse einen beachtlichen Beitrag leisteten, dem mesozoischen Deckgebirge hart zugesetzt. In dem die Schwarzwaldzone eingrenzenden Gebiet wurde es sogar bis auf den Grundgebirgssockel aus kristallinen Schiefen bzw. Gneis und dem Granit sowie bis auf Reste des Buntsandsteins abgetragen. Es ist das heutige Waldgebiet. Die Waldgrenze beginnt wo im Norden und Osten der Muschelkalk den Buntsandstein überdeckt.

Ab hier erstreckt sich nach Osten regelmäßig das offene Land: die Gäulandschaft in der Villingen liegt.

In den angedeuteten erdgeschichtlichen Phasen führten die Abtragungen zur Struktur der Südwestdeutschen Schichtstufenlandschaft, die für die Baar, zu der wir Villingen zu rechnen haben, typisch ist. Um es näher zu umschreiben: Eine Schichtstufe ist „eine Geländestufe als Folge der Abtragung bei Wechsellagerung von widerständigen und weniger widerständigen der Verwitterung anheim gegebener Schichtserien“. Die Schichtungen des Deckgebirges wurden dabei so freigelegt, dass der Wechsel des jeweiligen Gesteinsmaterials stockwerkartig in die Luft austreicht (siehe Abb. 2).

Das jüngste geologische System bzw. die jüngste erdgeschichtliche Periode ist das Quartär. Es begann vor rund zweieinhalb Millionen Jahren und endete fürs Erste vor etwa zehntausend Jahren. Es ist durch Klimaverschlechterung gekennzeichnet.



Abb. 2 – Durch Abtragung wurden die dem Grundgebirge aufliegenden Schichten des Deckgebirges freigelegt. Sie streichen in unserer Heimat stockwerkartig in die Luft aus: Südwestdeutsche Schichtstufenlandschaft.

Der für unsere Betrachtung wesentliche Teil des Quartärs ist der jüngere, die Eiszeit oder das Pleistozän. Im Altpleistozän setzt sich die, wie wir inzwischen wissen, schon früher begonnene Abtragung des Deckgebirges fort. Das eigentliche Eiszeitalter beginnt für die Alpen und unseren Raum vor maximal 900 000 Jahren.

Die Glazialzeiten des Quartärs kennen Vorstoß- und Rückzugsphasen, d.h. genauer: Zeiten der Vereisung oder besser sogenannte Kaltzeiten und Interglaziale, d.h. Zeiten zwischen alter und neuer Vereisung (Warmzeiten). Die Dauer einer Kaltzeit liegt sowohl unter als auch über 100 000 bis 150 000 Jahre. In ihnen kommt es zur „Absenkung des Temperatur-Jahresmittels unter unseren Breiten zwischen 5°C und 10°C unter das Gegenwärtige“ (Willi Paul). In Warmzeiten (Interglaziale), Dauer sowohl unter als auch über 100 000 Jahre, ist das Temperatur-Jahresmittel dem heutigen angenähert. Während der kalten Taktzeiten wurde „das Bild unserer Landschaft und die Täler unserer Flüsse maßgeblich und mit einer um den Faktor 10 höheren Geschwindigkeit gestaltet“ (Willi Paul, a.a.O. S. 184 f.). Kaltzeiten bedeuteten für unseren Raum mit eigenständiger Vergletscherung (man denke nur an den Feldberggletscher) zumindest ein meist dauernd gefrorener Untergrund und gewaltige Schotterablagerungen.

Die süddeutschen Vereisungsstadien sind die Günz-, Mindel-, Riß- und als letzte vor rund 60 000 Jahren die Würmvereisung, unterbrochen von den jeweiligen Interglazialen (Warmzeiten) während denen sich das Eis wieder bis ins Gebirge

(Alpen) zurückzog. Wie Willi Paul (a.a.O.) feststellt, kennen wir aus der Ost- und Westbaar „mit einiger Sicherheit nur Schotter der jüngsten drei Kaltzeiten: Würm-, Riß- und Mindelkaltzeit (nach steigendem Alter)“. Das heutige Bild der von zahlreichen Stellen voll überschaubaren Schichtstufenlandschaft der Baar entstand während der jüngeren Eiszeit (Jungpleistozän). „In diese Zeit fällt auch die Bildung der gegenwärtigen Sohl-schotterkörper aller Flüsse und Bäche“. (Will Paul) Vgl. hierzu die Modellskizze des Sohletals in dem das alte Villingen liegt.



Abb. 3 – Die Eiszeiten formten das Sohletal in dem das alte Villingen liegt und durch das die Brigach fließt.

Soweit es die Entstehung und Formung der Erdoberfläche um Villingen, genauer: der alten Markung Villingens, betrifft, sind wir geomorphologisch in einer selten günstigen Ausgangslage. Wir übersehen von unserem Standort aus nicht nur die südwestdeutsche Schichtstufenlandschaft in ihrem Profil sondern sehen auch zahlreiche Gesteinsarten aus der erdgeschichtlichen Entwicklung vom Erdaltertum (Paläozoikum) über das Erdmittelalter (Ausnahme: Kreide) und dem Tertiär bis ins heutige Quartär. Wenn wir rückwärtsschreitend über die Zeugnisse erdmittelalterlicher (mesozoischer) Sedimente hinaus auf das kristalline Grundgebirge Bezug nehmen, so belassen wir es bei der Erwähnung des sedimentären aber kristallin umgeformten Gneises und dem Granit als Tiefengestein bzw. verwandter Magmatite (Plutonite) wie Granitporphyr und Porphyr. Es mag der Hinweis genügen, dass der in Aufschlüssen sichtbare Grundgebirgssockel aus einer Zeit vor 200 bis 600 Millionen Jahren stammt.

2. Wo sehe ich was?

Zwei Ausflüge in die Geologie

Erster Tag: Eine Fußwanderung zum Gasthaus „Forelle“

Wir gehen flussaufwärts auf der linken Seite der Brigach den Saumweg nach Westen, Markierung: schwarze Raute (Karte: Villingen-Schwenningen, Stadtplan und Wanderkarte, Falk-Verlag Hamburg). Am Ende, wo sich Sebastian-Kneipp-Straße und Peterzeller Straße kreuzen, biegen wir nach rechts ab und unterqueren die nahe Bahnüberführung: gleich links die Tennisplätze. Sie liegen in einem ehemaligen Buntsandsteinbruch. Die Steilwände sind inzwischen verwachsen. Das Material ist geröllfreier Mittlerer Buntsandstein. Er hat als sogenannter Bausandstein in der Häusergeschichte der alten Stadt eine wichtige Rolle gespielt. Wir folgen bergwärts ein Stück der Peterzeller Straße und biegen dann links in die Obere Waldstraße ein bis wir zum Waldessaum gelangen und von dort weiter zum Gästehaus Tannenhöhe am linken Ende der Saum-Parkplätze. An diesem Ausgangspunkt für Wanderer und Waldsportler erreichen wir eine Gesteinsgrenze: rechts (nördlich), leicht ansteigend, beginnt der Obere Buntsandstein, links, in Hanglage abwärts (südlich) liegt der Mittlere Buntsandstein. Ihn betreten wir auf dem schmalen Pfad der oberhalb im Waldrand der Straße folgt. Hier begegnen wir wieder der schwarzen Raute, die von der Markierung „gelber Schmetterling“ begleitet wird. Dieser Weg oberhalb der Eisenbahnlinie berührt gelegentlich die Grenze zum südlich abfallenden Granit. Beide Gesteinsarten zeigen sich am Wegrand. Am Uhustein verweilen wir. Dieser steil zur Fahrstraße abfallende Klotz aus Eisenbach-Granit ist ein grobkörniger Magmatit (Plutonit), dessen ins Auge fallenden Bestandteile: Feldspat (rosa), Quarz (glasighell) und Glimmer (weiss = Muskovit, schwarz = Biotit) den Eisenbacher Zweiglimmergranit ausmachen.

Als in erdgeschichtlicher Zeit aufsteigendes glutflüssiges Magma innerhalb der oberen Erdkruste erstarrte entstanden, zusammen mit Bewegungen im Gefüge der Erdkruste (Tektonik) unter an-



Abb. 4 – Der westlich von Villingen im Schwarzwaldbereich z.B. dem Uhustein, vorkommende Granit ist der Eisenbacher Zweiglimmergranit, ein subvulkanisch magmatisch entstandenes Gestein.

derem Risse, Fugen, Spalten und Gänge in die auf hydrothermale Wege mineralische Lösungen eindringen. Aus den erhaltenden wässrigen Lösungen wurden Mineralgesellschaften (Paragenese) ausgefällt, die auch zur Bildung von Erzlagerstätten führten. Natürliche Spalten und ein jüngerer Stollen führen noch heute in die ehemaligen Zonen des Schwerspats (Baryt, BaSO_4) sowie des Mangan- und Eisenerzes. Ersteres ist der Braunstein (MnO_2) letzteres als Eisenoxid vermutlich der geringmächtigere Brauneisenstein ($2 \text{Fe}_2\text{O}_3 \times 3 \text{H}_2\text{O}$).

Noch zwischen 1803 und 1815 wurden trotz der schwachen Erzgänge im Kleinbetrieb 155 Tonnen Manganerz gewonnen.³⁾ Bedeutsamer dürfte die rd. ein Kilometer lange Erzzone um den Uhustein für die frühen Kelten (Hallstattzeit 750-450 v. Chr.) gewesen sein. Deren Prospektoren haben hier zweifellos nach Erzen geschürft auf die sie zunächst an der Oberfläche stießen (Eiserner Hut). Wenige hundert Meter südlich, jenseits der Brigach, befand sich nämlich auf dem Bergsporn am Zusammenfluss von Kirnach und Brigach, dem Kapf, eine eisenzeitliche Siedlung, deren teilweises Fundgut entsprechend der Befunde zeitgleich mit dem des Fürstengrabes Magdalenenbergle auf dem hinteren Laible (Luftlinie 3,5 km) ist. (Grabkammer dendrochronologisch derzeit

616 v. Chr.). Die auf dem versteilten Kapf hinter einer aufgeschütteten Wallanlage lebende Bevölkerung hat offensichtlich das nahe Mangan- und Eisenerz ergraben und an Ort und Stelle in dem agrarwirtschaftlich uninteressanten Waldgebiet (Holzkohle und Wasser!) verhüttet und das Eisen zu Stahl geschmiedet zumal man weiß, dass sich manganhaltige Eisenerze besonders für die Gewinnung von Hartstahl (Waffenklingen?) eignen (Manganstahl).

Vielleicht wurde das gewonnene Eisen aber auch als noch zu schmiedendes Halbzeugnis der Schmelzereien und Warengeld in Form von Barren, wie sie mehrfach an anderen Orten gefunden

wurden, im überregionalen Bereich gehandelt. Man muss in der agrarfernen keltischen Siedlung jedenfalls einen natürlichen rohstoff- und produktionsorientierten Standort sehen.

Zurück zum Uhustein: Der durch Erosion und Verwitterung herausgelöste Felsabsturz ist in nahezu parallele Fugen und Klüfte gegliedert. Ursache ist das typische Trennflächengefüge des Granits. Im Ergebnis löst sich das massige Gestein, wie es der Felsen zeigt, in „Matrazen“, „Kissen“ oder „Wollsäcke“ auf.

Der Pfad führt uns auf der Höhe weiter nach Westen. Wo der Wald vor der Lichtung des Grop-

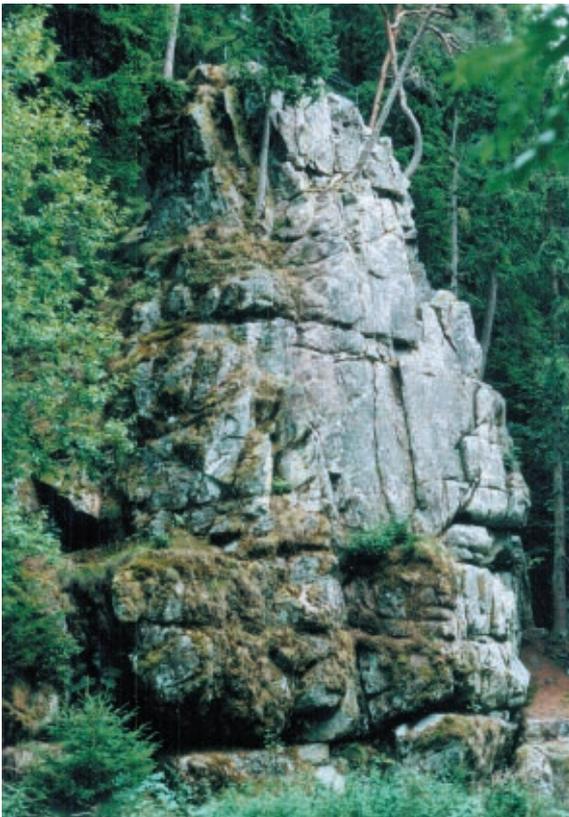


Abb. 5 a – Uhustein: Der steile Block des Eisenbachgranits ist ein durch Erosion und Verwitterung gebildeter Felsabsturz. Das massige Gestein ist durch nahezu parallele Fugen und Klüfte gegliedert, die nach der Erstarrung des Magmatits entstanden sind. Die Verwitterung erweitert sie mehr und mehr, so dass sich das massige Gestein in „Matrazen“, „Kissen“ oder „Wollsäcke“ auflöst.

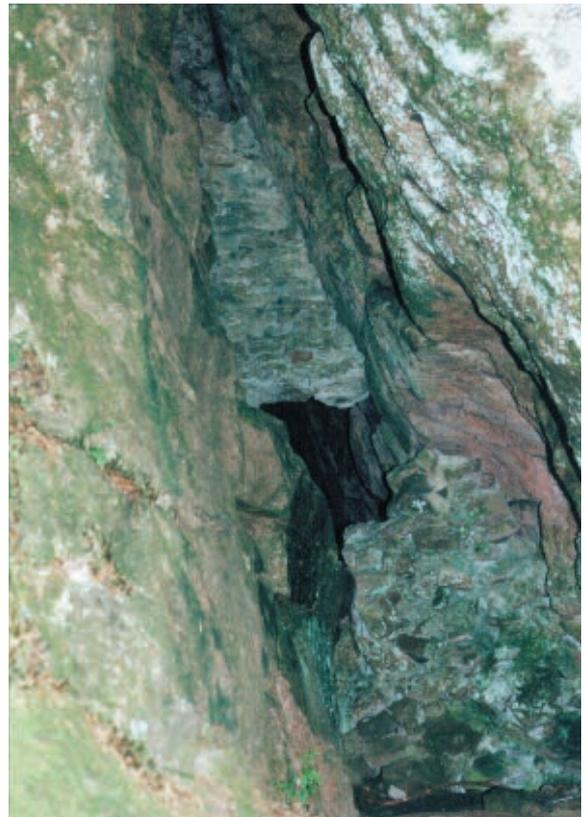


Abb. 5 b – Über den Tagebau bis ins 19. Jahrhundert erschlossene einstige Gangerzlagertstätte im Uhustein (Manganerz und vermutlich Brauneisenstein). In den 1970er-Jahren aus Sicherheitsgründen zugemauert ist die Kluft inzwischen wieder von „Prospektoren“ teilweise geöffnet worden.



Abb. 6 – Geologischer Aufschluss im Schotterwerk Groppertal beim Gasthaus „Forelle“.

Mitte: Para-(Rench-)gneis des Erdaltertums.

Links: Subvulkanisch später eingedrungener Magmatit, sogen. Granitporphyr.

Rechts oben: Der dem Grundgebirge (Gneis) als erste Schicht des Deckgebirges aufgelagerte Buntsandstein.

peritals zurücktritt, befinden wir uns auf Höhe des Grünwinkels Meleck mit seinen zwei Häusern, wo sich Mittlerer Buntsandstein und Granit mit dem Gneis berühren. Wir bleiben oberhalb Meleck die restlichen 800 Meter bis zum Gasthaus „Forelle“ auf dem breiten Fahr- und Gehweg mit der Markierung gelber Schmetterling. Wie wir an den Steinen erkennen können, führt er über den Mittleren Buntsandstein während das Waldgelände abwärts zur Straße bereits auf Gneis steht. Bevor wir uns im Gasthaus stärken, nehmen wir noch 200 Meter Straße in Kauf und stehen nun vor dem geologischen Aufschluss des Schotterwerks (Hartsteinwerk Groppertal GmbH & Co KG). Wir blicken ins Grundgebirge mit dem im Schwarzwald dominierenden Gneis. Hier findet sich der zur zentralschwarzwälder Gneismasse gehörige Para- oder Renchgneis. Er ist einst in tiefen Regionen unter hohem Druck und großer

Temperatur durch (mehrfache) Umwandlung von Sedimenten ältester Gesteine entstanden. Seine Entstehungszeit gehört ins Erdaltertum zwischen 300 und 500 Millionen Jahre. Von der Mitte des Steinbruchs nach links versetzt steht im dunkleren Gneis, gleichsam einem Fremdling, eine Wand hellen grauen Gesteins. Es wirkt wie ein Schlot, setzt sich aber in der Längserstreckung nach Norden und Süden fort.

Es ist ein seltener Blick der sich hier bietet. Bei dem hellen grauen Stein handelt es sich um einen (leukokratischen) Magmatit (Plutonit). Das heißt auch hier gelangte Magma, glutflüssige Gesteinschmelze, aus einer Tiefe zwischen 10 und 25 km in obere Teile der Erdkruste und schob sich zwischen den älteren Gneis. Der Weg führte über Bruchspalten und Hohlräume, wo sich allgemein Gänge und Stöcke bildeten (Ganggestein). Im Gegensatz zu den Vulkaniten deren Schmelzen an

der Erdoberfläche austraten und dort erstarrten, haben wir es hier – wie beim UHustein – mit einer Granitart zu tun. D.h. eine einstige Schmelzmasse gelangte bis zur Erdoberfläche wo sie, halb Magmatit halb Vulkanit, subvulkanisch erstarrte. In diesem Falle handelt es sich um Granitporphyr. Im Vergleich mit dem benachbarten Eisenbachgranit besitzt dieser Stein jedenfalls ein anderes Gefüge: in dichter glasiger Grundmasse feinkörnig mit einzelnen größeren gut ausgebildeten Kristallen, insgesamt helleren Gemengteilen im Grauton. Es ist zweifelsfrei auch ein Ganggestein mit der granitischen Zusammensetzung aus Feldspat, Quarz und Glimmer. Das Gestein ist auch 800 Meter nördlich versetzt in Vorder-Stockburg anzutreffen. Dort gab es an der Straße nach Peterzell einen inzwischen verfüllten kleinen Steinbruch bis in die 1970er Jahre. Der Betreiber sagte damals dem Verfasser bei dem Gestein, mit zusätzlich einer grünen Variante, handle es sich um Granophyr, was nicht unbedingt Gegensätzlichkeit zum Granitporphyr bedeutet. Im Schotterwerk bietet als geologischer Aufschluss im Grundgebirge der Steinbruch auf der rechten Oberseite eine Besonderheit. Während wir den Gneis älter als den Granit und diesen vermutlich in die Permzeit des Erdaltertums vor rd. 280 Millionen Jahren, wo rege vulkanische Tätigkeit auch im Gebiet des heutigen Schwarzwaldes herrschte, einordnen müssen, treten wir nun in das Erdmittelalter ein. Die sogenannte Trias setzt mit dem Buntsandstein ein. Über dem Grundgebirge liegt das Deckgebirge. Es nimmt seinen Ausgang vor mindestens 240 Millionen Jahren. Stratigrafisch sind zwei liegende Zonen des Buntsandsteins in einer Mulde, die sich als Fortsetzung der Königsfelder Verwerfung deuten lässt, zu erkennen. Die untere Hälfte besteht aus einem hellen Sandstein mit rötlich gebänderten Schichten, der obere Teil ist ein weinrot gefärbter Sandstein, block- bzw. plattenartig verwittert. Beide Varianten sind scharf gegeneinander abgegrenzt. Nach den morphologischen Strukturen dürfte es sich um den Mittleren und Oberen Buntsandstein handeln.

3. Woher kommen die Steine für Häuser, Mauern und Türme der Stadt?

In Fassaden, Mauerwerk sowie Innenwänden dominiert als Naturstein der Buntsandstein. Gelegentlich treffen wir im Kalkmörtelgefüge des kleinteiligen Mauerwerks der alten Stadt auch auf Muschelkalkstein oder sogar Brigachgerölle. Größere Bruchstücke aus Muschelkalk liegen – archäologisch nachgewiesen – vor allem in der Basis, d.h. in den älteren Teilen der Häuserfundamente, wo sie sich in Gesellschaft mit den gebrochenen Buntsandsteinen befinden.

Es war sicher die Materialerfahrung der frühen Werkleute mit der sie sich schon bei den ältesten (Friedhofsturm) und größten Bauten (Kirchen, Türme) auf die Verwitterungsbeständigkeit und Druckfestigkeit des harten Mittleren Buntsandsteins (Bausandstein) verließen. Darüber ergänzen sich Technik und Ästhetik vor allem beim Fassadenmauerwerk. Hier liegen teilweise große, schwere und bearbeitete Steine mit nur wenig Mörtel im Fugenverband, wie es z.B. das horizontal geschichtete westliche Bossenmauerwerk des Romäusturms mit seinem Fugenbild zeigt.

Von besonderer Schönheit, außer der Architekturform, ist der Benediktinerturm (s. Abb. 7).

Alle vier Seiten bilden durch die sorgfältige Bearbeitung des Natursteins und dessen Versatz über kaum wahrnehmbaren waagerechten Fugen ein harmonisches Wechselspiel zwischen hellerem und rötlichem Stein wie er sich in der Natur selbst in den Übergängen findet.

Dorthin wollen wir uns wenigstens in der Beschreibung begeben. Die Brigach in ihrem nordwestlichen Oberlauf vor der Stadt und auf der gegenüber liegenden Talseite die Kirnach mit dem Nebengewässer Schlegelbach im Westen haben ihren Lauf ins Grundgebirge eingetieft. Die vom Talboden ausgehenden Hangränder bestehen deshalb aus Eisenbach-Granit oder Gneis. Aber noch in Hanglage schließt sich oberhalb der aufliegende Mittlere Buntsandstein (Bausandstein) an.

Für Villingen waren neben der Klosterhalde wichtige Vorkommen vor allem im südlichen



Abb. 7 – Turm der Villinger Benediktinerkirche. Das Natursteinmaterial stammt vom Gewann Nollen, Unterkirnach, damals Stadt Villingen. Es ist in diesem Teil des Schwarzwaldes der dem Grundgebirge aufliegende geröllfreie Mittlere Buntsandstein, auch: Bausandstein.

Bereich des nördlichen Brigach-, Kirnach- bzw. Schlegeltals gelegen. Für Wanderer ebenfalls anschaulich erstreckt sich die Buntsandsteinzone westlich der Kasernen von der Kreuzung Kirnacher- und Peterzeller Straße bis nach Unterkirnach ins Gewann Nollen.

Auf dieser Achse hat es mindestens sieben kleinere oder größere Steinbrüche gegeben die sich heute noch in ihrer Topografie nachweisen lassen. Wahrscheinlich vom Ostabfall des Nollen zum Geisendöbele in Unterkirnach, einst Villinger Gemarkung, kamen zum Beispiel die Steine für den Bau des Benediktinerturms, wie wir über Paul Revellio (a.a.O.) erfahren.

Insgesamt haben folgende Brüche ihr Steinmaterial in die Stadt geliefert: nördlich der Brigach an der Südostecke Müllerjörgles Buck (untere

Tennisplätze bei der Bahnüberführung) und in der unmittelbaren westlichen Verlängerung der großflächige Bruch an der Südseite Klosterhalde, der vor dem Bau der Eisenbahn im 19. Jahrhundert topografisch leicht zugänglich war (Oberfläche beider zusammen rd. 15 000 qm). Ein kleiner Bruch lag im Waldstück Oberhaus, zwischen Oberer Waldstraße und Hubertusweg (beim „Oberhusbuer“), der durch Oberflächenerschließung für Baugrundstücke seit 1999 verschwunden ist.

Bis in die 1950er Jahre gab es an der Roten Gasse einen großen Aufschluss. Er ist längst als ehemaliges „Drecksloch“ verfüllt. Obenauf steht heute der Kindergarten beim Altenheim St. Lioba.



Abb. 8 – Im Gewann Nollen, Unterkirnach, gab es zwei Buntsandsteinbrüche. Vermutlich aus diesem im Bild stammen die Steine für den Benediktinerturm in Villingen.

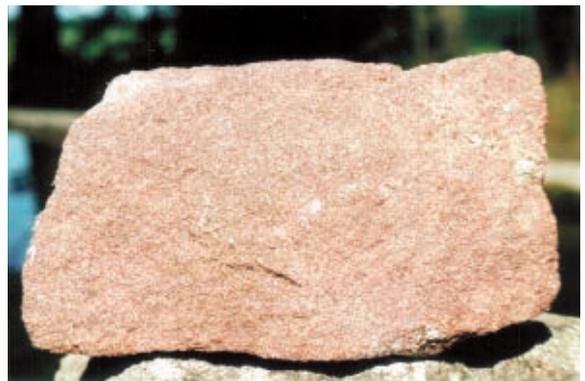


Abb. 9 – Harter, widerstandsfähiger Mittlerer Buntsandstein (Bausandstein) aus dem kleinen Steinbruch im Gewann Nollen, Unterkirnach.

Dann, wie angedeutet, von Villingen nach Westen erstreckend den Steinbruch bei der Straßenkreuzung unterhalb der Loretto-Kleingartenanlage, den an der Hammerhalde / Hinterer Affenberg (Athletensteinbrüchle), den des heutigen Waldsees im Gewann Rote Käppelhalde, einen rd. 400 m westlich am alten Kirchweg, jenen im Gewann Osthalden, 500 m vom Forsthaus Volkertsweiler im Wald am Kirchweg Unterkirnach – Villingen und jenen am Osthang des Gewanns Nollen (siehe Fotografie), dazu einen weiteren einige hundert Meter westlich im Nollen etwas höher gelegen am Grenzweg der Villingen Waldmarkung. Man stellt sich zwangsläufig die Frage wie bei den schwierigen topografischen Gegebenheiten im Nollen der Transport des Materials über den steilen Osthang ins Tal möglich war. Die Überprüfung zeigt, dass man offensichtlich einen Hangweg benutzt hat, der nach rd. 450 m auf den gegenüber liegenden Kirchweg oberhalb Geisendöbele mündete. Von dort war es etwas mehr als die gleiche Entfernung zur Talstraße Unterkirnach – Villingen bzw. nach Vöhrenbach.

Zweiter Tag: Zu Fuß oder mit dem Rad nach Bad Dürkheim

Außerhalb des Bickentores und jenseits der Brigach führt der Weg über die Fußgängerbrücke zum Landratsamt. Unterhalb des Gebäudes wenden wir uns nach rechts und immer nach Süden über das Gymnasium in Richtung Friedhof. Die leichte Anhöhe fällt vom nördlichen Bickeberg kommend sanft nach Süden ab. Es ist der Hoptbühl. Der Name (Hopt = Haupt) kommt zweifellos von einer einstigen Hinrichtungsstätte, wo man außerhalb der Stadtmauern den Delinquenten den Kopf abgeschlagen hat oder sie verbrannt wurden.

Inzwischen haben sich die Sedimentationsbedingungen der Trias geändert. Der schon tief unter uns liegende Buntsandstein wird von der nächstfolgenden Triasformation dem Muschelkalk überlagert. Hier ist es der Untere Muschelkalk (mu3). Alle Gliederungen des Muschelkalks verdanken ihre Entstehung den Sedimentationen des

Muschelkalkmeeres das vor rund 215 Millionen Jahren fast ganz Deutschland und Teile der Nachbarländer für die Dauer von etwa 10 Millionen Jahren bedeckte. Wir überqueren die Straße beim Friedhof und befinden uns nun, vorbei am Haupteingang, auf der ehemaligen Trasse der Bundesstraße 33. Wir folgen der Kurve bis zum oberen Eingang des Friedhofs und biegen davor nach links in den bergauf führenden Fußweg ein. Jetzt sind wir schon im flacheren Anstieg des Mittleren Muschelkalks, der etwa 30 Meter Mächtigkeit besitzt. In der Entstehungszeit dieser Zone „überwog die Verdunstung den Wassernachschub aus dem Weltmeer und durch Süßwasserzuflüsse; bei steigender Salzkonzentration schieden sich Dolomite, Sulfate (Anhydrit, Gips) und schließlich Steinsalz ab“. Darauf werden wir, wenn wir in Dürkheim angelangt sind, zurückkommen. Da im Oberen Muschelkalk klüftige Kalke für zusätzliche Verkarstung sorgen, ohne dass Dolinen oder Höhlen erkennbar sind, dringt Oberflächenwasser (Niederschläge) als Karstwasser in die Tiefe. Nichtsdestoweniger kennen wir im stark klüftigen Muschelkalk von einstigen Karsthohlräumen die Einbrüche zahlreicher kleinerer Erdfälle (Dolinen). Sie sind heute meist durch Verfüllung eingeebnet. Auf der Osthöhe bei Nordstetten (760 m üNN), Markung Villingen, erstreckt sich in west-östlicher Richtung über einer Landschaftsbruchlinie das Heckengewann „Salzgrube“ – ein bezeichnender Name. Es habe, so wird berichtet, an seinem Westende im Muschelkalk einst ein großes Loch gegeben, das von Nordstetten aus während vieler Jahre als Dreckloch verfüllt worden sei. Im Heckenbereich des östlichen Endes dagegen gibt es noch heute eine große trichterförmige Eintiefung (Durchmesser 40 – 50 Meter), die als Doline identifizierbar ist; in ihrem Zentrum ist ein kreisrunder Nachbruch sichtbar. Am Westrand Schwennings finden sich Erdfälle in den Gewannen Saubühl und Fässlesgrund. Im nördlichen Gewann Eschelen, im Grünbereich des heutigen Krankenhauses, gab es bis Mitte der 1950er Jahre das „Hexenloch“, eine ebenfalls verfüllte größere

Doline von 25 – 30 Meter Durchmesser und unbestimmter aber mindestens 7 Meter Tiefe.

Im Bereich des bewegten Grundwassers kommt es im meist stark wasserführenden Mittleren Muschelkalk zur Auflösung der Sulfate und des Kochsalzes. Die Zellendolomite des tieferen Mittleren Muschelkalks sind Grundwasserleiter. Wo bei uns der Mittlere Muschelkalk als Stufenrand zu Tage austreicht treten deshalb da und dort Quellen aus, etwa in Nordstetten dem Quellbereich des Steppachs. Eine besonders schüttungsreiche Quelle ist mit ihren rd. 15 Sekundenlitern die Quelle in der „Altstadt“ bei der Friedhofskirche im ehemaligen Dorf Villingen. Sie war neben der Fruchtbarkeit des kalkhaltigen Bodens und dem Fließwasser Steppach von siedlungsgeschichtlicher Bedeutung. Nachdem dieses Wasser jahrzehntelang unterirdisch abgeleitet worden war und der Industrie als Brauchwasser zur Verfügung stand, tritt es nun wieder zu Tage. Hinter dem flachgedeckten ehemaligen Wohnhaus des Friedhofwärters im Friedhof (heute technisches Gartengebäude) sprudelt es kräftig aus einem Rohr und ergießt sich über die Böschung in den Steppach.

Unser östlich aufwärts führender Weg wird steiler. Der Obere Muschelkalk beginnt. Nachdem wir durch die Unterführung der B 33 gegangen sind, stoßen wir auf die Fahrstraße „Beim Hohenstein“. Wir überqueren sie nach schräg rechts und folgen dem Fußweg mit der grünen Raute aufwärts bis zum Ende der Hangtreppe. Mit grüner Raute weiter durchs Gehölz in Richtung Bertholdshöfe. Wir haben auf unserem Anstieg die 58 Meter hohe Schichtstufe des Oberen Muschelkalks (Hauptmuschelkalk) mit Erreichen der 770 m üNN erklommen. Leider konnten wir keinen der ehemaligen Steinbrüche mit ihren geologischen Aufschlüssen aufsuchen, weil sie entweder verfüllt, verfallen oder völlig überwachsen sind. Der wirtschaftliche Wert des Muschelkalks aus den Steinbrüchen lag für das mittelalterliche Villingen weniger in seiner Verwendbarkeit als Baustein oder Straßenschotter. Er erlangte Bedeutung für die Herstellung von Mörtel. Hier ist auch

auf das Vorkommen des Unteren Muschelkalks im Hubenloch hinzuweisen, wo es einen Kalkofen gab und wo die Kalkofenstraße in ihrem oberen Teil noch parallel zur ehemaligen Kalkabbauzone verläuft. Den Mörtel verbrauchte man in Massen zum festen Verbinden der Bausteine aus Buntsandstein (Fugenmörtel) oder für den Verputz (Verputzmörtel). Dazu wurde der Kalkstein zunächst in Schachtöfen gebrannt. Der gebrannte Kalk (Pulver) wurde unter Zusatz von Wasser zum gelöschten Kalk oder Löschkalk. Versetzt man davon einen Teil mit zwei, drei oder mehr Teilen Sand unter Zusatz von Wasser erhält man den Kalkmörtelspeis. Dieser kann nur an der Luft erhärten. Dem ehemaligen städtischen Bauingenieur Eugen Köhl verdanke ich den Hinweis, dass man im Feuchtigkeitsbereich der Stadtmauerfundamente sehr festen Wassermörtel oder hydraulischen Mörtel angetroffen hat, dessen Erhärtung nicht mittels Kohlendioxid sondern durch Wasser, das chemisch gebunden wird, erfolgte. Die alten Villingener Werkleute besaßen demnach subtile Kenntnisse über die erforderlichen verschiedenen Gemengteile die als Ausgangsmaterial fürs Brennen benötigt wurden. Soweit nicht Mergelgruben ausgebeutet wurden ist nicht zu übersehen, dass in kalkarmen Bereichen, z.B. dem Buntsandstein oder den „ausgemergelten“ Lehmböden, zerkleinerter Kalkstein oder gebrannter Kalk (CaO) als mineralischer Dünger und damit unerlässlicher Bodenverbesserer eine Rolle gespielt haben könnte. Zurück zum Wanderweg mit der grünen Raute: Nach dem kurzen Waldstück auf der Höhe Richtung Osten stehen wir vor einer Hochfläche, die mit Ackerfluren belegt ist. Wenden wir den Blick nach rechts zur Gaskugel hin (Süden) fallen uns die vielen Hecken auf. In diesem Bereich tritt der harte Muschelkalk (mo2, mo3) zu Tage, sodass nur steinreiche, geringmächtige Verwitterungsböden entwickelt sind. Man spricht landschaftlich vom Heckengäu (s. Abb. 10).

Vor uns aber, gegen Osten, haben die Landwirte der Erbhöfe – sie siedelten Ende der 1930er Jahre als ehemalige Stadtbauern aus – den Boden melioriert. Noch weiter gegen Osten kommen ihnen,



Abb. 10 – Der „Heckengäu“, im Bild der Bereich Gewann Stallberg mit Blick zum Kopsbühl, Villingen. Der harte Obere Muschelkalk tritt hier zu Tage und bietet nur steinreiche geringmächtige Verwitterungsböden.

noch vor Erreichen der Keuperstufe, quartäre Lössböden mit ihrer Fruchtbarkeit zu Gute. Wir gehen (fahren) bis hinter die Höfe, wo im rechten Winkel der Weg nach Süden führt. Wir stoßen auf den Zollhäusleweg (Fahrstraße). Nach links einbiegend folgen wir dieser Straße bis wir schon bald auf die Bahngleise und den Römerweg treffen. Etwa ab dieser Linie stehen wir erstmals auf dem als Deckschicht flach aufliegenden weichen und fruchtbaren Unteren Keuper (Lettenkeuper), dem nächsten Stockwerk der Trias. Er zeigt noch gewisse Anklänge an den obersten Muschelkalk. Nach Osten taucht er in der flachwelligen Landschaft zunehmend unter den aufliegenden Gipskeuper. Im Bereich der Mineralwasserquellen – nördlich der Stadt Bad Dür rheim – erreicht er eine Mächtigkeit von 17 Meter. Das optische Fehlen einer in die Luft ausstreichenden Schichtstufe ist geomorphologisch vermutlich im Zusammenhang mit der nahen Bruchstufe und der nördlichen Senke des Schwenninger Mooses zu sehen, die ebenfalls durch tektonische Zerstückelung (Auslaugungstektonik) bedingt sein dürfte. Dort kam es im Anschluss an einen eiszeitlichen See nacheiszeitlich zur Vermoorung und Vortorfung. Auch die einstige Villingener Zollhausgemarkung besaß mit etwa 15 ha Fläche ein bis zu fünf Meter mächtiges Torfvorkommen. Es wurde mindestens seit dem 18. Jahrhundert mit Unterbrechungen ausgebeutet. Vor allem gegen Ende des Zweiten Weltkriegs und unmittelbar danach bis 1948 wurde es zur Gewinnung von Torfbriketts abgegraben. Der Verfasser erinnert sich noch lebhaft daran, dass er um die Jahre 1946/47 als Jungfeuer-

wehrmann mehrmals ins Zollhäusle ausrücken musste um schwelende Torfbrände zu löschen. Der Heizwert des Torfes war gering und erzeugte in den häuslichen Öfen eine Menge Asche.

Jenseits der Gleise führt uns der Weg diagonal nach Bad Dür rheim, wo wir wieder die Höhenlinie wie in der Villingener Innenstadt (um 704 m) erreichen. Die Flachzone der Gemarkung und damit der Stadt selbst liegt über dem Gipskeuper (Mittlerer Keuper), der schon im westlicheren Moor ansetzt und wie erwähnt dem Lettenkeuper aufliegt. Zur Zeit seiner Entstehung war das flache süddeutsche Keuperbecken vom Meer überflutet. Dabei kam es zur Abscheidung von Gips, wenn die Wasserzufuhr aus dem Weltmeer unterbrochen oder eingeschränkt war. Da der Gips, besonders nahe der Oberfläche, der Auslaugung anheim fällt, kann es zu Dolineneinbrüchen an der Bodenoberfläche kommen. In Bad Dür rheim, entlang der Stillen Musel, gibt es deshalb, wie das städtische Tiefbauamt wissen ließ, immer wieder dort wo Bauarbeiten anstehen Probleme. Die Summe der einzelnen Gipskeuperschichten ist anlässlich einer Mineralquellenbohrung (1988) nordöstlich der Stadt, innerhalb des Forstdistrikts Wittmannsthal, mit rd. 40 Meter gemessen worden. Von den heutigen Mineralquellen im Ausstrich des Gipskeupers ist es nach Osten bis zum Anstieg der ersten Gesteinsfolgen des Jura etwa ein Kilometer. Dort steigt der Hang hinauf auf die Lias-alpha-Hochfläche (Schwarzer Jura) mit dem Dür rheimer Teilort Hochemmingen. Dem kurstädtischen Charakter Rechnung tragend hat die Stadt Bad Dür rheim zunächst im Jahre 1977 die Mineralquellen II und IV, 1978 die Quelle III und 1984 die Mineralquelle V erbohren lassen und anschließend ausgebaut. 1988 wurde eine benachbarte „Erkundungsbohrung A“ niedergebracht und 1989/90 durch getrennte Erschließung von Mineralwasser-Stockwerken als Quelle VI80 mit 81 m und VI140 mit 141,5 m Abteufung u.G. (u.G. = unter Gelände) ausgebaut.

Zur Maximierung der Fördermenge wurde 1999 nahe der Lourdes-Kapelle eine weitere Bohrung

bis 160 m Tiefe in den Mittleren Muschelkalk eingebracht.

Bis 1999 wurden fünf Quellen genutzt, deren Wässer unter den Namen Johannis, Weissenberger und Wittmannsthalquelle in den Handel kommen. Räumlich liegen sie alle nahe beieinander im selben Gewinn.

In der zeichnerischen Darstellung (Büro für Angewandte Hydrologie Dr. Schmitt-Witte) ist das geologische Profil dargestellt, in dessen Schichten die erbohrten Brunnen das Mineralwasser aufnehmen.

Dazu die Tiefe in Meter u.G. (unter Gelände):

Quelle II	61,0 m	Oberer Muschelkalk
Quelle III	61,0 m	Oberer Muschelkalk
Quelle V	65,5 m	Oberer Muschelkalk
Quelle VI180	81,0 m	Oberer Muschelkalk
Quelle VI140	141,5 m	Mittlerer Muschelkalk

Bei der Quelle IV ist wegen der geringen Ergiebigkeit zwar keine Nutzung vorgesehen, ihre Erbohrung ist dennoch von Interesse, weil am tiefsten gebohrt wurde. Hier stellen wir erstmals

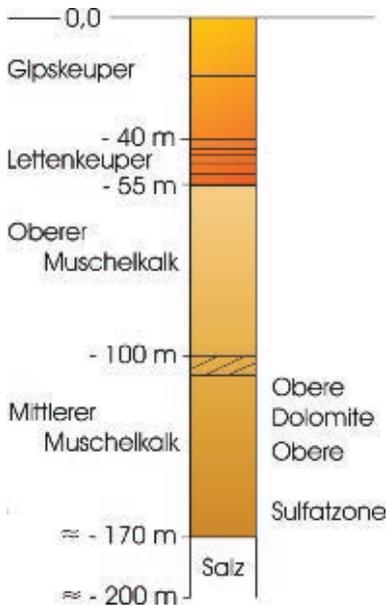


Abb. 11 – Die Sondierbohrungen nach Mineralwasser in Bad Dürenheim lieferten seit 1977 das Profil der geologischen Schichten bis über die Kochsalzzone hinaus ins Grundgebirge. (Bohrprofil, schematisch; Dr. Schmidt-Witte)

das Steinsalzlager (NaCl) in 173 Meter Tiefe fest. Es reicht bis 194 Meter u.G., besitzt also eine Mächtigkeit von 21 Meter. Der Buntsandstein wird bei 252 Meter und das Grundgebirge, der Gneis, in 290 Meter u.G. erreicht. Dazu ein Vergleich: Den oberen Rand des Gneises haben wir im Gropptaler Steinbruch bei rd. 800 Meter Höhe angetroffen; jetzt liegt seine Obergrenze 290 Meter unterhalb der Höhenlinie 710 m üNN. Das heißt auf etwa 13 Kilometer Luftlinie fällt die Gneisobergrenze um etwa 380 Meter in die Tiefe. Es ist das erwähnte Einfallen der geologischen Schichten von Nordwest nach Südost, unterschiedlich zwischen 2 bis 6°.

Der einstige Salinenbetrieb als wichtiger Geschäftszweig wurde in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eingestellt. Es wurde aber nur ein Teil der Förderschächte stillgelegt. Im südöstlichen Teil der Gemarkung, in Richtung Hirschhalde, blieben am Rande der Ebene die Bohrlöcher 9 und 10 erhalten. Der reine Salzstock beginnt hier in rd. 170 Meter Tiefe. Die Fördertiefe der Sole liegt bei 200 m u.G.. Um das Kochsalz gewinnen zu können wird es nicht vor Ort abgebaut sondern der Süßwasserhorizont wird durchstoßen und das eindringende Wasser löst das Steinsalz. Bei 27% ist die Lösung gesättigt und wird abgepumpt. Eine eineinhalb- bis dreiprozentige Salzlösung wird dem Solemar-Bad, den Kliniken und Sanatorien für Heil- und Kurzwecke zugeleitet. Vielleicht schaffen wir als Wanderer noch den Bergweg zur Hirschhalde. Vom Kamm verläuft der Schwarzjura, Lias-alpha, die sich neigende Fläche gegen Sunthausen hinunter. Dabei wechseln andere Lias-Schichten bis zum tiefsten Punkt des Geländes bei der Autobahn. Dann beginnt der Anstieg der Braunjurastufe. Dort wo auf einer Landschaftsstufe das Dorf Öfingen auf über 800 Meter liegt breitet sich der Mittlere Dogger aus. Man kann auf den Ackerfluren die Versteinerungen auflesen. Den Hintergrund der Landschaftskulisse bildet mit 941 Meter Höhe der Himmelberg über den die Grenze des Schwarzwald-Baar-Kreises verläuft.

Mit seinen Weißjuraschichten, dem Malm, bildet er für unsere Exkursion das oberste Stockwerk und gleichzeitig den Abschluss des auf unserer topographischen Achse nur wenig tiefen Ausstrichs der Südwestdeutschen Schichtstufenlandschaft.

4. Zur Geologie und Hydrogeologie der Innenstadt

Wenn wir eingangs davon sprachen, dass die Brigach vor rund drei Millionen Jahren ihre Fließrichtung über die heutige Hammerhalde und das Laible zum Schellenberg bei Donaueschingen nahm, wo sie sich mit der Breg vereinigte, darf man nicht von unserem heutigen Landschaftsbild ausgehen. Eine Vorstellung gelingt nur, wenn man weiß, dass es das jetzige Sohletal, in dem die alte Stadt liegt, noch nicht gegeben hat. Die Muschelkalk-Schichtstufe, deren Rand wir beim Kopsbühl und entlang der Wanne, unterhalb des Aussichtsturms, sehen reichte damals ungefähr bis zur Achse Bräunlingen-Vöhrenbach nach Westen in den Schwarzwald hinein und ihr Oberflächenniveau war viel höher als heute. Auch damals floss die Brigach zwar in einer Niederung, nur lag diese rund 150 Meter über den heutigen Tälern. Die Rückverlegung der Muschelkalk-Schichtstufe betrug (nach Willi Paul) zehn Kilometer in drei Millionen Jahren oder 3 Millimeter im Jahr; anfänglich langsam, während der zurückliegenden Kaltzeiten (Eiszeiten) schneller. Demnach wurde das Relief unserer gegenwärtigen Landschaft während der Schwarzwaldvereisung, vor allem durch die erodierende Wirkung der jüngeren Eiszeiten, geformt. Dabei denken wir insbesondere an die vorletzte mit zwei Hauptvorstößen und größerer Reichweite ausgestattete Rißeiszeit, das Riß-/Würm-Interglazial und an die letzte, die Würmeiszeit. Wie schon weiter oben bemerkt, sind sie für die Bildung der gegenwärtigen Sohl- und Schotterkörper der Bäche und Flüsse – und damit auch der Brigach – verantwortlich. Die Vereisungsgrenze dürfte in unserem Raum ebenfalls bis auf 800 Meter oder noch darunter gereicht haben. So gesehen wäre unser Raum damals

Eisrandgebiet gewesen. Die von den Höhen ausgehenden Schmelzwässer verfrachteten die Schotter in die eiszeitlichen Täler, die während den Interglazialzeiten durch Tiefenerosion als Auffangbecken entstanden waren. Etwas genauer sieht Willi Paul die Vorgänge während der Kaltzeiten so (VHS-Grundkurs Geologie III, 1976): Der in der kalten Jahreszeit (9 Monate) tief gefrorene Boden froh im kurzen Sommer nicht mehr ganz auf, im Gegenteil, die Frostgrenze wanderte ... immer weiter in die Tiefe. Das im Auftaubereich des Sommers (höchstens zwei bis drei Meter tief) befindliche Wasser konnte nicht mehr im (gefrorenen!) Untergrund versickern. Die warmzeitlichen Böden gerieten auf Hängen schon bei Neigungen von 2° (Winkelgrade) in breiigem Zustand ins Laufen hangab bis hinunter in die Talsohlen. Hier wurden sie von den über die ganze Breite der Talsohle vagabundierenden und verzweigten sommerlichen Schneeschmelz-Hochwässern aufgenommen, aufbereitet und verspült, jedes Jahr ein Stück, unter unzähliger Umlagerung und unter Schleifen und Rollen zu Kies und Schotter, während das Feinmaterial weit, letztlich bis ins Meer, vertragen wurde. Nach Entfernung der Böden wurde der Grus (Anmerkung: Verwitterungsprodukte von Felsgesteinen) des Sockels in gleicher Weise behandelt. Der ständig tiefer wandernde Frost zersprengte das bis dahin noch frische Gestein durch Eissprengung des Bodenswassers nicht nur längs Klüften sondern auch entlang den Mineralkorngrenzen oft Meterzehner tief. Die Flüsse, genauer gesagt: die Schneeschmelz-Hochwässer, hatten um Größenordnungen leichtere Arbeit als ihre warmzeitlichen Vorgänger. Sie brauchten die Felssohle nicht mehr mühsam und geduldig mit Sand und Grand (?) niederzuschleifen. Der auch in ihren Betten wirksame Boden- und Felsfrost zersprengten den harten Untergrund mühelos, und der Fluss brauchte beim nächsten Hochwasser die Trümmer und Scherben nur noch aufzunehmen zu Tal zu rollen und schwemmen. So wurde auch der Sockel intensiv zerstört, auf den Flächen zwischen den alten Tälern langsamer, in den Tälern schneller. Die

Talschaftsbildung eilte der Landschaftsbildung immer weiter voraus. Soweit Willi Paul.

In den eiszeitlichen Phasen wurden also gewaltige Mengen Geröll und Sand verfrachtet. Wenn sich unsere Landschaft auch bei weitem nicht mit dem Maß der Einschotterungen der Rheinebene vergleichen kann, so liegen doch immerhin unter dem Donaueschinger Ried, laut Willi Paul, in Sackungswannen nahezu zwanzig Meter Kies.

Seit 1969 wurde wenigstens 14 mal großflächiger innerhalb und am Rande der Innenstadt, teilweise bis zehn Meter unter Gelände, Material ausgehoben. Es handelte sich um Fundamentgruben für Tiefengeschosse. Von erstellten Gutachten konnten fünf mit ihren Schürfgrubenprofilen ausgewertet werden, so dass wir zu geologisch und hydrogeologisch repräsentativen Aussagen kommen. Um nicht zu verwirren müssen wir allerdings die Ergebnisse zu einem Durchschnitt zusammenfassen.

„Unter den anthropogenen (Anm.: durch den Menschen verursacht) Auffüllungen wurde zum Teil noch der ehemalige Oberboden angetroffen, der wiederum von Auelehmen geringer Mächtigkeit unterlagert wird. Darunter stehen die Schotter der Brigach an. Das Liegende bilden die Tonsteine des Unteren Muschelkalks, die je nach Bohransatz ab Tiefen von drei bis vier Meter unter Gelände aufgeschlossen wurden“. „Der natürliche Untergrund besteht aus gerölligen und sandigen Schwarzwaldkiesen mit einer mitteldichten bis dichten Lagerung“. Diese fachliche Feststellung sagt nichts über die mineralische Zusammensetzung aus. Bei der Besichtigung der Baugruben fiel dem Auge zunächst das Rotbraun (Eisenoxide) des Gemenges auf. Sieht man von geringen anderen bindigen Anteilen ab, so kommt diese Färbung von den durch die Brigach abgelagerten feinen, mittleren und groben Sanden aus dem Oberen und Mittleren Buntsandstein des nahen schwarzwälder Deckgebirges. Unerwähnt blieb der große Anteil an gerollten Steinen (= Mineralaggregate von 63-200 Millimeter) auch Blöcke (= über 200 Millimeter) kommen vor. Es ist das Material des Grundgebirges: Gneis, Granite,

Porphyry und des dem Grundgebirge aufliegenden Buntsandsteins, der aus einem Horizont gelegentlich auch Karneolanteile verfrachtete. Mit unterschiedlicher Mächtigkeit reicht dieses Material bis zu vier Meter unter Gelände in die ehemalige Flussrinne aus pleistozäner Zeit. Dieses nur wenig gebundene Lockergemenge ist flächig grundwasserführend. Die Sohle liegt nicht unmittelbar der Felsbasis des Unteren Muschelkalks (mu1) auf. Die (chemische) Verwitterung der einstigen Tonmergel des Unteren Muschelkalks (Kalkgehalt bis zu 39%) führte hier zu einer schluffigtonigen Beschaffenheit. (Anm.: „Schluff“ ist ein DIN-Ausdruck und bedeutet in erster Linie eine Korngrößenbezeichnung, und zwar zwischen 0,06 und 0,002 mm). Dieses klastische feinstkörnige Lockergestein bildet bei Durchfeuchtung mit Grundwasser eine abdichtende lehmplastische Zone, 50 bis 100 cm mächtig. Dieser Schluff-Tonboden ist als Schicht mit seinem Schmutziggelb deutlich gegenüber dem Rot der Brigachschotterung darüber und dem Grau des Tonmergels darunter abgegrenzt.

Die Verlehmung hat man entstellungsgeschichtlich auf die kohlendioxidhaltigen Sickerwässer – vor allem der Brigach – zurückzuführen, die eine Oberflächenentkalkung des Unteren Muschel-



Abb. 12 – Beim Aushub der Garage Neue Tonhalle wurde der Grundwasserspiegel über der verschlossenen Lehmschicht sichtbar, die für den schwankenden Wasserstand in der aufgeschotterten alten Flussrinne der Brigach verantwortlich ist.

kalks bewirkten. Anlässlich der Abtiefung der Baugrube für die Garage Neue Tonhalle (1997) (s. Abb. 12) war über dieser plastischen Schichtebene die Grundwasseransammlung gut zu beobachten.

Diese Schicht ist letztlich ursächlich dafür, dass die Innenstadt einen relativ hohen und schwankenden Grundwasserspiegel hat, der im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Villingen Kellerabtiefungen in der Regel von mehr als 160 Zentimeter verhindert hat (Ausnahme z. B. „Stiftskeller“, Gerberstraße, $\approx 2,2$ Meter). Erst unter dieser Lehmschicht beginnen die in ihren obersten Lagen zu halbfesten Schiefertonen aufgewitterten Felsfor-



Abb. 13 – Unterhalb der Geröll- und Lehmzone der alten Brigach-Flussrinne tritt punktuell im kompaktfelsigen Teil des Unteren Muschelkalks Kluftgrundwasser aus und verfärbt den grauen Stein oberflächlich ins Blaugraue. Die tiefliegende Kluftgrundwasserleitung erklärt sich aus der Infiltration durch die Brigach. (Im Bild: Baugrube Franziskanerhotel, 1989)

mationen des Unteren Muschelkalks die sich nach der Tiefe hin immer mehr blockartig verfestigen. Daneben kann eine andere hydrologische Tatsache nicht übersehen werden: Unterhalb der abdichtenden Sohlschicht, im Fels des Unteren Muschelkalks, gibt es eine zweite Grundwasserzone.

Im Profil verschiedener Baugruben (s. Abb. 13) war nämlich zu beobachten, dass rund zwei Meter unterhalb der lehmigen Verwitterungszone im kompaktfelsigen Teil punktuell Wasser austrat, das die grauen Tonmergel oberflächlich ins Blaugraue verfärbte. Diese Kluftgrundwasserleitung dürfte vor allem von der Brigach herrühren. (Deren Sohle liegt heute, gemessen bei der Bickenbrücke, rd. drei Meter unter Straßenniveau.) Jedenfalls ist eine unmittelbare Infiltration durch die Brigach über Vergleiche der Grundwasserstände mit der Wasserführung des Flusses nachgewiesen (vgl. Gutachten Auftr.-Nr. 9034, 1997, a.a.O.).

Bei niedriger und mittlerer Wasserführung der Brigach ist bei der Grundwasserführung im spitzen Winkel zur Brigach zu rechnen. Das entspricht für die Innenstadt Villingens einer Fließrichtung etwa von Nordwest nach Südost.

Für die entgegenkommende Unterstützung darf ich mich herzlich bedanken bei:

Gerhard Graf, Karlsruhe
Mitglied des GHV, (Grafik)

Dr. Helmut Kury
Zweiter Vorsitzender des GHV

Dipl. Ing. Wolfgang Göggel
vom Tiefbauamt Bad Dürkheim

Literatur und Quellen:

Bülow Dr. K.v., Geologie für Jedermann, Franckh'sche Verlagshdl. Stuttgart 1968
Geyer O.F. u. Gwinner M.P., Einführung in die Geologie von Baden/Württemberg, 2. Auflage, E. Schweizerbartsche Verl.hdl., Stgt. 1968
Geologische Karte 1:25000 v. Bd./Wtbg., Nr. 7916, VS-West mit Komm., Geol. Landesamt u.a. Bd./Wtbg., Stuttgart 1984
Haubrich Hartwig, in: Das große Buch vom Schwarzwald, K. Theiss Verlag, Stuttgart 1991, S. 16 ff.
Maier Hans, Die Flurnamen der Stadt Villingen, Ring-Verl. VL, 1962
Paul Willi, Zur Fluss- und Landschaftsgeschichte der oberen Donau und Baar, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, 26, Donaueschingen 1966
Ders., GEOLOGIE in: J. Reichelt, Die Baar, Neckar-Verlag Villingen, 1972, S. 25 ff.
Ders., Volkshochschule VS, Grundkurs Geologie III, Febr. 1976
Revellio Paul, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Ring-Verlag Villingen, 1964, S. 148 ff.
Rodenwaldt Ulrich, Das Leben im alten Villingen, Bd. 2, Herausgeber Geschichts- und Heimatverein Villingen, S. 147 ff.
Die Entwicklungsgeschichte der Erde, Verlag Werner Dausien, Hanau/Main, 6. Auflage, ohne Jahreszahl
Wagner Willi, Zur Flussgeschichte von oberer Donau und oberem Neckar, in: Jahresberichte und Mitteilungen des Oberrheinischen Geologischen Vereins, N.F. 43, Stuttgart 1961
Winterhalter Emil, Brigach und Breg in der Entwicklungsgeschichte der obersten Donau, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, 19, Donaueschingen 1933

Gutachten:

Bad Dürkheim: Hydrogeolog. Abschlussgutachten f. ... Entenfang I + II u. Oberried I + II, Geol. Landesamt Bd./Wtbg. April 1991
Dr. Schmidt-Witte, Büro für angewandte Hydrogeologie, Mineralquellen Bad Dürkheim, zwei Gutachten: Nr. 461121 v. 13.07.1988, und Nr. 50001 vom 06.05.1993

Villingen:

Dr. Ing. H. Brendlin, Frankfurt, Gutachten Baugrund ..., Umbau Franziskanerhalle, Projekt 1054/77 vom 14.01.1978
Geologisches Landesamt Baden/Württemberg, Freiburg, Ingenieurgeologisches Gutachten zum Bau einer Tiefgarage am Romäusturm. ..., AZ Nr. III 69/83, vom 22. Mai 1987
Dr. Ing. H. Brendlin, Schopfheim (2 Adressen s. oben) Gutachten zur Baugrubensicherung und Grundwasser, Rietzentrum – Hotel am Franziskaner, 2020/ma, Schopfheim 14.10.1988
Wibel + Leinenkugel, Baugrundbeurteilung und Gründungsberatung für Neubau Commerzbank Vllg., Auftr.-Nr. 88027, Kirchzarten, 28.3.88
Neue Tonhalle Villingen-Schwenningen, Bodengutachten, Auftraggeber Stadt VS, Auftrag-Nr. 7322, 12.06.1996
Geyer/Hettler/Joswig, Institut f. Umwelttechnik, Karlsruhe/Halle/Leipzig, Umwelttechnisches Gutachten Neubau Tonhalle VS, Auftraggeber Stadt VS, Auftrag-Nr. 9034, 27.06.97
Eurosond GmbH München, Schichtenverzeichnis für Bohrungen, hier: Drogeriemarkt Müller, an der Färberstraße, Januar 2000

Anmerkungen:

- 1) Winterhalter Emil, Brigach und Breg in der Entwicklungsgeschichte der obersten Donau a.a.O. S. 205; auch: Paul Willi, Zur Fluss- u. Landsch.geschichte... a.a.O., S. 178
- 2) Paul Willi, Zur Fluss- u. Landsch.geschichte... a.a.O., S.169
- 3) Erläuterungen (Kommentar) zur Geol. Karte 1:25000 a.a.O. S.57: „Die Gänge bei Station Kirnach setzen im Eisenbacher Granit auf und gehören dem Typus der Eisenbacher Eisen- und Manganerzgänge an ... mit Nestern von manganhaltigem Brauneisenstein (?), teils aus wenig Zoll mächtigen Manganerzen, die durch Nebengesteinsdetritus und Eisenerze verunreinigt sind“.

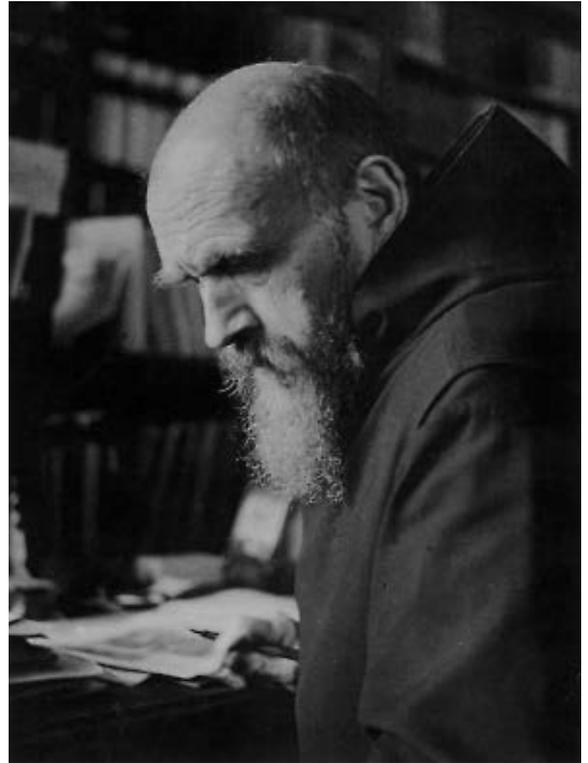
COLLIGERE FRAGMENTA NE PEREANT

Dr. Edith Boewe-Koob

**Pater Alban Dold, Benediktiner der Erzabtei Beuron,
ein großer Gelehrter und Ehrenbürger seiner Heimatstadt Villingen,
zum 40. Todestag am 27. September 2000.**

Colligere fragmenta ne pereant, diese Christus-Worte, die im Evangelium des Johannes 6,12 aufgezeichnet sind,¹⁾ begleiteten Pater Alban Dold sein ganzes Priester- und Mönchsleben. Er übertrug dieses Herrenwort auf seine Arbeit und beschäftigte sich jahrelang mit größter Konzentration, „diese alten unlesbaren, übriggebliebenen Stücke, damit sie nicht verlorengehen“ zu entziffern und liturgisch einzuordnen. Aber das Unbekannte und Rätselhafte zog Pater Alban Dold immer wieder in seinen Bann²⁾ und er scheute keine Anstrengung, dieses zu entdecken und wissenschaftlich zu erforschen.

Alban Dold wurde als jüngstes Kind der angesehenen Villingener Fabrikanten- und Bankiersfamilie Dold am 7. Juli 1882 in Villingen geboren und auf den Namen Erich getauft. Er hatte mehrere Geschwister. Seine Eltern waren Heinrich und Leopoldine Dold. Erich verbrachte seine Schulzeit in Villingen, Freiburg und Seckau in der Steiermark, wo er als Oblatenschüler in die Benediktiner-Abtei eintrat. Damit beschritt er den gleichen Weg wie seine Schwester Agnes, die in Prag/Smichow Benediktinerin geworden war. Nach Vollendung seiner Gymnasialzeit wurde er 1902 Chorpostulant in der Erzabtei Beuron und legte im Jahr 1903 seine Profess ab. Von 1903-1905 studierte er in Maria Laach Philosophie und von 1905-1909 Theologie in Beuron.³⁾ Schon während seines Klerikats befasste sich Frater Alban mit Liturgiestudien, die er auch nach seiner Priesterweihe am 22. September 1908 fortsetzte. Es war eine besondere Ehre, dass Pater Alban 1910-1913 als Sekretär des Abt-Primas in Rom arbeiten konnte. Als er 1913 wieder nach Beuron zurückkehrte, wurde er in der Klosterverwaltung als Prokurator und Leiter der Klosterökonomie eingesetzt. Trotz dieser verantwortungsvollen Auf-



Pater Alban Dold. Foto: E. von Pagenhardt.

gabe konnte er einige kleinere liturgische Aufsätze bereits vor dem 1. Weltkrieg publizieren. Sein 1. größeres Werk, „Die Konstanzer Ritualientexte in ihrer Entwicklung, von 1482-1721“ hatte er in dieser Zeit bereits als Manuskript fertiggestellt.⁴⁾ Um die Arbeit Pater Alban Dolds zu verstehen und auch seine großartigen wissenschaftlichen Leistungen würdigen zu können, ist es wichtig, die einzelnen Fakten am Anfang zu erläutern: In der Antike wurde als Schreibstoff Papyrus benutzt. Er wurde aus dem Mark der Papyrusstaude hergestellt, dann in Streifen geschnitten, die vertikal und darüber horizontal nebeneinander gelegt wurden. So wurden sie zu Schreibblättern verar-

beitet. Eine Anzahl dieser Blätter wurde aneinandergeklebt, mit der horizontal gefaserten Seite (recto) nach innen zu einem Ballen gerollt und für Schrifttexte verwendet. Es wurde meistens nur die Rectoseite beschriftet.⁵⁾ Diese Papyrusrollen waren nicht sehr widerstandsfähig und ergaben ein relativ rauhes Schreibmaterial. Diese Sprödigkeit ließ sich durch die Behandlung mit Zedernöl verringern. Neben der Papyrusrolle wurde auch schon in der Antike Pergament verwendet, das wegen seiner Festigkeit und der besseren Nutzung die Papyrusrolle im 4. Jahrhundert verdrängte. Die Pergamentblätter konnten zu einem Buch zusammengebunden werden. So wurde das Pergament zum häufigsten Beschreibmaterial im Mittelalter. Hierfür wurden Häute von Schafen, Kälbern und Ziegen verwendet, die in Kalklauge gebeizt und dann mit einem Schabeisen gereinigt wurden. Danach spannte man die Haut auf einen Rahmen, sie wurde getrocknet und wieder mit einem Schabeisen bearbeitet, um eine gleichmäßige Oberfläche zu erhalten.⁶⁾ Da Pergament ein teurer Schreibstoff war, wurden nicht mehr gebrauchte Pergamenthandschriften ausradiert und neu beschriftet. Diese nochmals beschriebenen Pergamente heißen Palimpseste (griech.) oder Codices rescripti (lat.). Die 1. Schrift wurde entweder mit einem Schwamm abgewaschen, mit einem Bimsstein abgerieben oder durch Abschaben mit einem Messer getilgt. Dann konnte das Pergament in Milch gelegt und mit Bimsstein und Kreide behandelt werden, um wieder seine ursprüngliche Farbe zu bekommen.

Durch das Abschaben der alten Beschriftung der Pergamentblätter ging wichtiges Textmaterial verloren. Bereits vor mehr als 100 Jahren wurden, um die Lesbarkeit der Palimpsesthandschriften zu erhöhen, chemische Reagenzien benutzt, die zwar die ursprüngliche Schrift für den Augenblick lesbarer machte, aber für spätere Studien unbrauchbar wurde, da die Reagenzien das Pergament angriffen und die Schrift stellenweise zerstört wurde. Erst der Fortschritt durch die fotografische Technik stellte mit dem Fluoreszenz-Verfahren der Forschung ein neues Mittel zur Verfügung, das die

Lesbarkeit der Palimpseste ermöglichte, ohne die Handschriften anzugreifen.

Obwohl die Ergebnisse der Aufnahmen durch die Palimpsestfotografie in den meisten Fällen ausgezeichnet waren, zeigte es sich doch an manchen Stellen, dass die Erstschrift, also die abgeschabte Schrift, nicht mehr fotografisch zu erfassen war, weil fast alle Tintenspuren der Schrift durch die Schabung entfernt worden waren. Trotzdem konnten viele Texte oder Textteile auch auf diesen Seiten aus dem Original noch entziffert werden, da die einzelnen Buchstaben durch starken Federdruck eingeritzt waren. Andere Textteile waren durch sinnlose Behandlung mit Reagenzien, die auf der fotografischen Platte wie Tinte selbst wirken und daher auf dem Abzug ganze Zeilen unleserlich machen, zerstört worden.

Nachdem im Verlauf des 13. Jahrhunderts das Papier als ursprünglich chinesische Erfindung auch in das Abendland gelangte, wurde das Pergament nach und nach verdrängt. Dieses wurde jetzt nicht mehr zur erneuten Beschriftung abgeschabt, sondern die obsolet gewordenen Handschriften zerstückelt und beim Buchbinden zur Verstärkung oder als Umschlag für Urkunden oder Listen verwendet. Dadurch sind Fragmente mittelalterlicher Handschriften, oft schadhaft, erhalten geblieben.⁷⁾ Diese sind für die Wissenschaft von großer Bedeutung, wenn sie entziffert und eingeordnet werden. Im Jahr 1911 entwickelte Pater Andreas Kögel OSB, der zu der brasilianischen Kongregation gehörenden Abtei S. Andrè in Belgien,⁸⁾ auf Grund von Vorarbeiten anderer, die Palimpsestfotografie, die gegenüber den chemischen Palimpsestuntersuchungen einen Textgewinn von mehr als 50% brachte und zudem unschädlich für die Schriften war. Der Erzabt Ildefons Schober (1908-1918) von Beuron bat Pater Kögel nach Beuron, um ein Palimpsest-Institut zu errichten und die Patres Anselm Moser († 1951), Emmanuel Munding († 1960) und Notker Langenstein († 1961) mit der Materie vertraut zu machen. Das gemeinsame Ergebnis war der 1913 erschienene 1. Folioband „Spicilegium Palimpsestorum“, der den Codex 193 von St. Gallen in Palimpsestfoto-

grafie wiedergibt. Diese Arbeit erregte in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen. Leider konnte diese Arbeit durch den ausgebrochenen 1. Weltkrieg nicht fortgesetzt werden, weil die Druckkosten zu hoch waren.

Als Pater Alban 1917 wegen einer Erkrankung aus dem Krieg, wo er als Feldgeistlicher eingesetzt war, nach Beuron zurückkehrte, wurde ihm von seinem Erzabt Ildelfons Schober die technische Betreuung der Apparatur zur Palimpsestfotografie übertragen. Das war 1917 ein schwieriges und äußerst kompliziertes Verfahren. Die Belichtungszeiten betragen oft mehr als 6 Stunden, um exakte Aufnahmen der Palimpseste zu erhalten. Doch nach kurzer Zeit begnügte sich Pater Alban nicht mehr mit der Bedienung der Apparatur allein, sondern lernte mit der ihm eigenen Willensstärke und Geduld, als Autodidakt die Texte mit Hilfe der Fluoreszenz-Fotografie selbst zu entziffern und einzuordnen und erreichte darin eine große Meisterschaft.⁹⁾ Im selben Jahr 1917 gründete Pater Dold die wissenschaftliche Reihe „Texte und Arbeiten“, um als 1. Arbeit die noch fehlende Umschrift der Palimpsesttexte des Codex 193 unter dem Titel „Prophetentexte“ in Vulgata-Übersetzung nach der ältesten Handschriften-Überlieferung der St. Galler Palimpseste N. 193 und 567 zu veröffentlichen.¹⁰⁾ Auch wurde er im selben Jahr Leiter des Palimpsest-Instituts, dem er bis zu seinem Tod 1960 vorstand.

„Es gibt heute zwei Stellen, die uns noch Überraschungen aus dem christlichen Altertum bereiten können; der Wüstensand von Ägypten und das Palimpsest-Institut von Beuron“. Diesen bedeutenden Satz schrieb Josef Jungmann SJ in seiner Rezension zu Pater Dolds „Ältestem Liturgiebuch der lateinischen Kirche“.¹¹⁾ Trotz dieser Aussage hatte Pater Dold besonders nach dem 2. Weltkrieg große Probleme, seine wissenschaftlichen Ergebnisse zu veröffentlichen, da er nicht genügend Abonnenten für seine Forschungsreihe „Texte und Arbeiten“ gewinnen konnte.

Im Vorwort zum Heft 45 schrieb Pater Alban: „...Das wissenschaftliche Organ ‚Texte und Arbei-

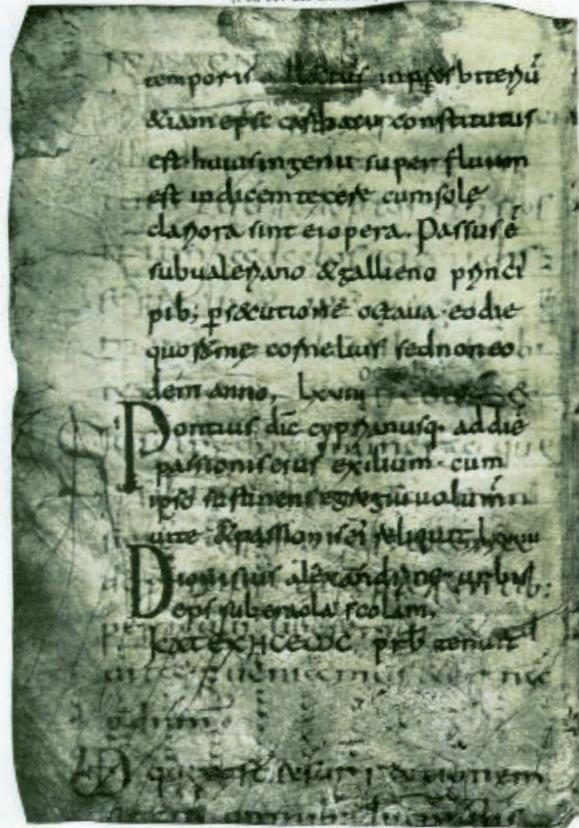
ten‘ wurde 1917 hauptsächlich in der Absicht gegründet, zu den in Aussicht genommenen Faksimile-Ausgaben solcher Codices die notwendigen Texteditionen und Bearbeitungen der Texte zu bieten.“

Aber „Texte und Arbeiten“ hatte einen schweren Stand. Die Zeit nach dem 1. und 2. Weltkrieg hatte die Kaufkraft gelähmt. Es musste für die Reihe ein neuer Abonnentenstamm gefunden werden, um die Fortsetzung der wissenschaftlichen Arbeiten und deren Drucke gewährleisten zu können. Es waren ungeheure Anstrengungen notwendig, eine auch nur einigermaßen genügende Anzahl von Interessenten zum Bezug dieser Hefte zu veranlassen. Die Verlage interessierten sich in dieser Zeit nur für pekuniäre Erfolge, und solche waren bei den „Beiträgen zur Ergründung des älteren lateinischen, christlichen Schrifttums und Gottesdienstes“ gewiss nicht zu erwarten. Kapital stand aber der Redaktion der „Texte und Arbeiten“ nicht zur Verfügung. Nur zähestes Ringen um einen Platz auf wissenschaftlichem Gebiet und persönlicher Einsatz bei der Auffindung der in allen möglichen Bibliotheken zerstreuten handschriftlichen Texte, meist von Palimpsesten oder in Bucheinbänden verborgenen alten Fragmenten, ihre technische Erschließung mittels der Palimpsestfotografie oder durch Filmaufnahmen, die Erarbeitung der in ihnen enthaltenen Probleme bis zur Satzgestaltung der Veröffentlichungen, haben ihren Druck und Erscheinen ermöglicht. Die Redaktion selbst musste sich jeden Abonnenten geradezu erobern.¹²⁾

Es ist heute kaum vorstellbar, mit welchen Schwierigkeiten Pater Dold zu kämpfen hatte, um die Weiterführung seiner Arbeit finanziell zu sichern. Zweimalige Spenden der Stadt Villingen in den Jahren nach 1950 trugen zu den Druckkosten bei.

Als Leiter des weltberühmten Palimpsest-Instituts in Beuron konnte Pater Alban mit Weitblick und unermüdlichem Eifer eine große Zahl ältester biblischer, patristischer und liturgischer Texte ausfindig machen, und wichtige Erkenntnisse gewinnen; z. B., dass sich die lateinische Liturgie

Aus Sakramentar „Lib“ (17zeilig)
(Fol. 61v des Clm 6333)



Alte Versseite
Anfang der Texte des Libellus Misze

Tafel V aus *Palimpsest-Studien II*
„Texte und Arbeiten“, Hefi 48.

nicht nur auf Rom allein bezieht, sondern eine Synthese aus römischen und fränkisch-germanischen Elementen darstellt, deren älteste Textzeugen eine Verbindung im 8. Jahrhundert zwischen Italien und dem Frankenland in Bezug auf das liturgische Gebet- und Lesegut aufzeigt.¹³⁾

Bei den schwierigsten Manuskripten, die zum Druck vorlagen, stand Pater Dold oft selbst am Setzkasten, da seine Mitarbeiter bei dieser schwierigen Materie oft den Mut verloren.¹⁴⁾ Seine wissenschaftlichen Leistungen wurden im Jahr 1938, auf Antrag des Präsidenten des Historischen Vereins des Kantons St. Gallen, Prof. Dr. Hans Bessler, mit der Verleihung des Ehrendoktorats der philosophischen Fakultät der Universität Fribourg/Schweiz und 1948 der katholischen

Fakultät der Universität Tübingen¹⁵⁾ gewürdigt. Für Pater Dold ist die Palimpsestforschung zum Schicksal geworden. Immer wieder beschäftigte er sich mit den vernachlässigten und schlecht untersuchten Palimpsesten und erreichte durch seine entsagungsvolle Arbeit neue Erkenntnisse für die Liturgieforschung.

Zwischen der Entdeckung eines zwei- oder dreifach beschriebenen Pergaments, seiner Aufnahme durch die Lumineszenz fotografie und der Entzifferung des Textes liegt ein langer Weg. Buchstabe für Buchstabe muss nachgeschrieben werden, um dann aus den Buchstaben Worte zu bilden, aus den Worten dann die Sätze und aus den Sätzen die Erschließung des Textes. Für diese Arbeit ist nicht nur eine an heroisch grenzende Geduld vonnöten sondern auch ein großes Einfühlungsvermögen, um die Verschiedenheit der Schrift zu erfassen.¹⁶⁾ Pater Dold besaß alle diese Eigenschaften und nur so konnte er seine erstaunlichen Entdeckungen selbst untersuchen.

Bedeutungsvoll wurde für Pater Dold die Bekanntschaft mit dem in München lebenden Pfarrer Denk, der im Laufe von Jahren eine in die Million reichende Anzahl von altlateinischen Bibelzitate gesammelt hatte. Er wollte die altlateinische Bibelübersetzung neu herausgeben, wofür er das reiche Zettelmaterial zusammengestellt hatte.¹⁷⁾ Pater Dold konnte sich bei mehreren Besuchen von der großen Bedeutung dieser Zettelsammlung überzeugen. Seiner Initiative verdankt die Erzabtei Beuron den Erwerb des Zettelkatalogs von Pfarrer Denk, der im Jahr 1921 mit allen seinen Unterlagen und seiner Bibliothek nach Beuron kam, um dort in Ruhe an der Neuausgabe der altlateinischen Bibelübersetzung zu arbeiten. Pater Alban Dold versuchte durch seine eigenen Arbeiten an den zwei- oder dreifach beschriebenen Handschriften, soweit es möglich war, die altlateinischen Texte zu vermehren.¹⁸⁾ Nach dem Tod Pfarrer Denks 1927 waren die gesamten Unterlagen in den Besitz der Erzabtei Beuron übergegangen. Aber dieses Erbe brachte neben dem für Pater Alban unentbehrlichen Hilfsmittel für seine Arbeit auch große Verpflichtungen mit sich, denn es

musste an der Ergänzung des angefangenen Werkes weitergearbeitet werden. So waren einige Archivreisen ins In- und Ausland nötig, um die Arbeit an dieser **Vetus Latina** fortzusetzen. Pater Dold konnte auch einige Mitbrüder, besonders Pater Bonifatius Fischer, für diese Arbeit gewinnen. Der Zettelapparat des Pfarrers Denk bildet heute noch die Grundlagen für die Forschung an der *Vetus Latina*.

Pater Alban Dold hatte nicht nur als Palimpsestforscher einen bedeutenden Ruf, auch als Fragmentenforscher hatte er große Erfolge zu verzeichnen. Er löste in mühevoller Kleinarbeit die Fragmente, die als Vorsatzblätter in Buchdeckeln oder als Verstärkungen in Buchrücken dienten, ab und stellte ihren textlichen Zusammenhang her, um hernach die Fragmente wieder in die entsprechenden Bände einzuheften.¹⁹⁾ Meistens wurden die Fragmente auf die Größe des einzubindenden Buches zugeschnitten, so dass die Rekonstruktion der Texte und deren Folge nur schwer zu ergründen war. Trotzdem konnte Pater Dold durch die verschiedenen Fragmentenfunde sein Forschungsgebiet erweitern und damit zusätzlich zur Auffindung und Erforschung ältester Liturgietexte in großem Maß beitragen.

Die Entzifferung dieser alten Texte war eine große Herausforderung für Pater Dold und er widmete sich dieser Aufgabe mit ganzer Kraft.

Als Leiter des durch ihn berühmten Beurer Palimpsest-Instituts hatte er am 1. Mai 1931 durch Vermittlung von Giovanni Mercati, die Möglichkeit eine Privataudienz bei Papst Pius XI. zu erhalten. Mercati, der seit 1919, als Nachfolger Pius XI., Präfekt an der Vatikanischen Bibliothek war und sich selbst mit Handschriftenforschung beschäftigte,²⁰⁾ setzte sich selbstlos für die Forschungsergebnisse anderer Wissenschaftler ein. Der Papst, der an allen Forschungen interessiert war, besaß große Bildung und Gelehrsamkeit²¹⁾ und so verwundert es nicht, dass er an der Arbeit Pater Alban Dolds und des Beurer Palimpsest-Instituts großes Interesse zeigte.

In einem Brief vom 1. Mai 1931 an Erzabt Raphael Walzer (1918-1937) beschreibt Pater Dold,

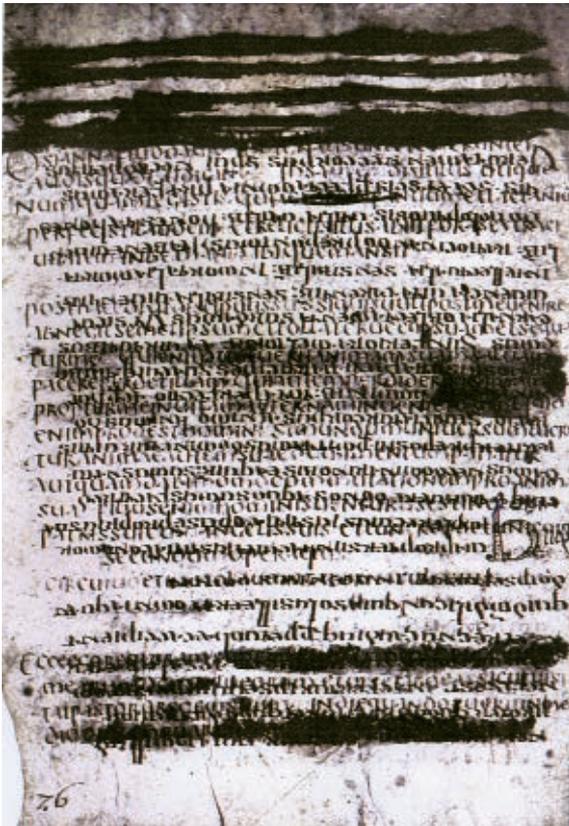
die Begegnung mit Papst Pius XI. und dessen Interesse an den Beurer Untersuchungen. Der Brief vermittelt die Freude des Paters, die durch die Reaktion des Papstes auf seine Arbeiten ausgelöst wurde. Er überreichte dem Papst sein Buch Nr. 19/20 mit den beiden Bobbienser Bibelhandschriften und den Paulusperikopen. Interessant für den Papst war, dass der Text auch teils in einer Handschrift aus dem Vatikan Codex Vat. Lat. 5763 und teils auch im Codex Carolin. Guelferbytanus vorkommt. Die Pergamentblätter dieser beiden Bibliotheken bilden zusammen die alten Codices. Die Fotografien der im Vatikan fehlenden Blätter überreichte Pater Dold dem Papst, damit der Codex auch in der Vatikanischen Bibliothek vollständig sein sollte.

Ein altgallikanisches Lektionar des 5./6. Jahrhunderts auf das in diesem Artikel näher eingegangen wird, erregte ebenfalls die Aufmerksamkeit des Papstes. Die Untersuchung existierte bis dahin allerdings nur als Manuskript (Heft 26-28). Erst 1936, also 5 Jahre nach der Audienz, konnte das Buch gedruckt werden. Dabei handelt es sich um „Das älteste Liturgiebuch der lateinischen Kirche. Ein altgallikanisches Lektionar des 5./6. Jhs. aus dem Wolfenbütteler Palimpsest-Codex Weissenburgensis 76“. Schon 1762 hatte Franz Anton Knittel auf die Schabtexte in diesem Codex hingewiesen, hatte aber nur ein paar Seiten als Palimpseste erkannt, ohne sie allerdings lesen zu können. Circa 100 Jahre später beschäftigte sich Constantin Tischendorf wieder mit dem Codex und zerstörte leider, wie sein Vorgänger, durch falsch angewandte Säuren ganze Textteile. Keiner der beiden Wissenschaftler hatte versucht, die Texte zu entziffern und einzuordnen.²²⁾ Im 19. Jahrhundert waren von dem ganzen Codex nur 3 Seiten lesbar und viele Seiten mit Säuren verdorben. Erst Pater Dold konnte durch die Palimpsestfotografie und geduldiges Lesen, wobei ihn sein Mitbruder Pater Emmanuel Munding unterstützte, mehr als 130 Seiten in diesem Codex entziffern.

Anhand einer Abbildung soll die Verfahrensweise und die daraus resultierenden Forschungsergebnisse der Palimpsestfotografie und die schwierige

Entzifferung der Texte deutlich gemacht werden. Dieses Beispiel soll für die gesamte mühevollen Forschungsarbeit des hochverdienten Paters Dold stehen. Es zeigt die Zerstörung der Schrift und zugleich die mühevollen Arbeit der Entzifferung.

„Das älteste Liturgiebuch der lateinischen Kirche, 5./6. Jahrhundert“.



Tafel II, aus: *Das älteste Liturgiebuch, „Texte und Arbeiten“*, Heft 26-28.

(Mt. 21, 15-17)

„...Osianna filio dauid indignati sunt. Et dixerunt ei audis quid isti dicant. Jhs autem dixit illis utique. Numquam legistis quia ex ore infantium et lactantium perfecisti laudem. Et relicta illis abiit foras extra ciuitatem in bethania ibique mansit...“

(Textübertragung)

„...Hosianna dem Sohne Davids! “ wurden sie unwillig und sprachen zu ihm: „Hörst du, was diese sagen?“ Jesus aber sprach zu ihnen: „Ja! habt ihr denn niemals gelesen: Aus dem Mund von Unmündigen und Säuglingen hast du dir Lob bereitet?“ Und er ließ sie stehen, ging zur Stadt hinaus nach Bethanien und blieb dort...“

Die ersten 4 Zeilen wurden durch unfachgemäßes Behandeln im 19. Jahrhundert durch Säuren zerstört und sind daher nicht mehr lesbar.

Erst ab Zeile 5 kann der Text von geduldigen Lesern erahnt werden.

Es sind zwei übereinandergeschriebene Texte, von denen der untere die größere Bedeutung besitzt. Es ist die blässere Schrift, von der in der 5. Reihe das „Osianna filio“ zu erkennen ist. Dieser Text wurde in einer Unzialschrift des 5./6. Jahrhunderts geschrieben.

Die 2. Schrift, d. h. die obere, wurde umgekehrt auf das abgeschabte Pergament geschrieben. Sie enthält Teile aus: „De vita Contemplatiua“ des Julianus Pomerius.(5./6.Jh.). Dieser Text war im Mittelalter hochberühmt. Die Schrift entspricht einer Unzialis des 7. Jahrhunderts.

An den Schriften dieses Beispiels wird deutlich, dass manchmal nur ein bis zwei Jahrhunderte zwischen der Erst- und der Zweitschrift liegen. Es wird auch ersichtlich, wie wertvoll die Palimpsestfotografie für die Entzifferung der abgeschabten Texte ist. Mühevoll und kompliziert ist die Identifizierung und die danach folgende Einordnung der liturgischen Texte. Wenn dabei, wie an dem Beispiel aus dem „Ältesten Liturgiebuch der lateinischen Kirche“, hochinteressante, älteste Texte ans Licht gebracht werden, ist dies für die Liturgiewissenschaft von größter Bedeutung. Wichtig bei den Untersuchungen an diesem Werk durch Pater Alban Dold war, dass neben Texten aus der Vulgata auch Texte der Zeit vor Hieronymus, sichtbar gemacht werden konnten. Zudem zeigt dieses Lektionar ein Kirchenjahr auf, das von Ostern bis Ostern geht, „was noch niemals in einem Lektionar bezeugt ist.“²³⁾

Findinglück und großes Können, gepaart mit Energie und Ausdauer, machten die wichtigen Entdeckungen Pater Dolds möglich. Neben seiner Arbeit am Palimpsest-Institut und den daraus resultierenden Veröffentlichungen in „Texte und Arbeiten“ schrieb der Forscher noch 133 Artikel in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften.²⁴⁾

Der unermüdliche Forscherdrang Pater Albans wurde auch in einer benediktinischen Anekdotensammlung aufgezeichnet.

„... Einer seiner Mitbrüder, Pater Angelus Graf sprach ihn voll Verwunderung an.: „Wie machen Sie das denn nur und woher nehmen Sie die Zeit, jedes Jahr ein Buch zu veröffentlichen?“ Pater Alban lachte und erklärte: „Zuerst muss man Sitzleder haben und jeden Tag 25 Stunden arbeiten“. Pater Angelus staunte noch mehr und erklärte, dass der Tag nur 24 Stunden habe. Aber Pater Alban ließ sich nicht aus der Fassung bringen und meinte: „Darum stehe ich jeden Tag eine Stunde früher auf.“²⁵⁾

Trotz seines schmerzhaften Rückgratleidens, das sich in späteren Jahren einstellte, gelangen ihm bis zu seinem Tod, der ihn mitten aus seiner Arbeit und Planung riss, bedeutende Entdeckungen, sei es auf dem Gebiet der Palimpseste oder der Fragmente. Seine letzte Arbeit wurde erst nach seinem Tod im Jahr 1964 veröffentlicht. Zusammen mit P. Leo Eizenhöfer OSB entzifferte er ein „Irishes Palimpsestsakramentar (CLM 14429 Staatsbibliothek München).²⁶⁾ Auch diese Arbeit brachte große Überraschungen, denn es konnte fast ein ganzes irisch-gallikanisches Festsakramentar, geschrieben um 650 rekonstruiert und entziffert werden. Für die wissenschaftliche Arbeit Pater Albans war neben der Suche nach unbekanntem, außergewöhnlichen Texten, ihm auch ein erstaunliches Finderglück beschieden, das aber nur durch die unermüdliche Arbeit möglich wurde. Diese Forschungen brachten ihm tiefe innere Befriedigung und er konnte trotz der oft mühevollen Entzifferung seine Entdeckungen mit großer Freude anderen mitteilen. Zahllosen Gelehrten, die bei schwer lesbaren Handschriften Pater Dold um Hilfe baten, stand er selbstlos bei.²⁷⁾ Er bereicherte mit seinen Forschungen die Bibelkunde und die Liturgiewissenschaft mit neuen Quellen.²⁸⁾ „Ut in omnibus glorificetur Deus“ („Damit in allem Gott verherrlicht werde“), (1 Petr. 4,11 = Regula Benedicti 57,9).

Seine Heimatstadt Villingen zeichnete den überragenden Forscher mit der Ehrenbürgerschaft am

18. September 1958 aus und benannte eine Straße nach ihm.²⁹⁾ Auch dies verpflichtet, an seine großen wissenschaftlichen Verdienste zu erinnern, besonders in seiner Heimatstadt, der er immer stark verbunden war.

Pater Alban Dold hat durch seine Forschungsarbeit für Jahrhunderte Bleibendes geschaffen und den nachfolgenden Wissenschaftlern den Weg gebahnet.

COLLIGERE FRAGMENTA NE PEREANT.

Anmerkungen:

1) Johannes 6,12: „...Colligite quae superaverunt fragmenta, ne pereant...“ („...Sammelt die Stücke, die übriggeblieben sind, damit sie nicht verloren gehen...“)

2) Fiala, Virgil: Kleine Beiträge und Berichte. Colligere fragmenta. In: Benediktinische Monatsschrift; 28, Beuron: Beuronischer Kunstverlag 1952, S. 320-325.

3) Fiala, Virgil: Dold, Erich – Pater Alban OSB, Palimpsestforscher. In: Badische Biographien. N. F. 1, 1982, S. 98/99.

4) Fiala, Virgil: Kleine Beiträge und Berichte. Colligere fragmenta. In: Benediktinische Monatsschrift 28. Beuron: Beuronischer Kunstverlag 1952, S. 320-325.

5) Gerstinger, Hans: Papyrus. In: LThK, Bd. 8. Freiburg: Herder 1963, Sp. 63-65.

6) Trost, Vera: Skriptorium. Die Buchherstellung im Mittelalter. Stuttgart: Belsler-Verlag 1991, S. 10f.

7) Boewe-Koob, Edith: Liturgische Kostbarkeiten Fragmente aus Villingen Archiven, GHV, Jahresheft XXII, VS-Villingen: Leutendruck 1997, S. 11.

8) Die brasilianische Mission wurde auf Wunsch von Rom 1895 von der Beuroner Kongregation übernommen, um eine Neubelebung der brasil. Benediktiner-Kongregation zu fördern (Ursmar Engelmann: Beuron. In: LThK, Bd. 2, Sp. 324f.).

9) Fiala, Virgil: Dold, Erich – Pater Alban OSB, Palimpsestforscher. In: Badische Biographien. N.F. 1 1982, S. 98.

10) Stenger, Silvester: Die Arbeit des Beuroner Palimpsest-Instituts an der lateinischen Bibel. Sonderdruck aus: St. Wiborada, Jahrbuch für Bücherfreunde, Jahrgang 1940. S. 1ff.

11) Jungmann, Josef: Besprechung der Forschungsarbeit von Pater A. Dold „Das älteste Liturgiebuch der lateinischen Kirche“. In: Zeitschrift für katholische Theologie. (Innsbruck) Wien, 1936, S. 291.

12) Dold, Alban: Palimpseststudien I, „Texte und Arbeiten“, Heft 45. Beuron: Beuronischer Kunstverlag 1955, Vorwort.

13) ebenda S. 374.

14) Bischoff, Bernhard: Ehrende Worte für P. Alban Dold. In: Sakramentartypen, hrsg. Klaus Gamber, „Texte und Arbeiten“ 1. Abt. Heft 49/50. Beuron: Beuronischer Kunstverlag 1958, S. XI.

15) Arnold, Fr. X.: Ehrung eines verdienten Liturgikers und Palimpsestforschers, P. Alban Dold Dr.h.c. der Universität Tübingen. In: Benediktinische Monatschrift 24. Beuron: Beuronischer Kunstverlag 1948, S. 373ff.

- 16) Fiala, Virgil: Kleine Beiträge und Berichte. Aus Benediktinische Monatsschrift; 28, Beuron: Beuroner Kunstverlag 1952, S. 320-325.
- 17) ebenda, S. 321.
- 18) Fiala, Virgil: Dold, Erich – Pater Alban OSB, Palimpsestforscher. In: Badische Biographien. N. F. 1. 1982, S. 99.
- 19) ebenda, S. 98.
- 20) Engelmann, Ursmar: Beuron. In: LThK, Bd. 7, Freiburg: Herder 1958, Sp. 303f.
- 21) Franzen, August / Bäumer, Remigius: Papstgeschichte. Freiburg: Herder 1974, S. 383-399.
- 22) Dold, Alban: Das älteste Liturgiebuch der lateinischen Kirche. Ein altgallikanisches Lektionar des 5./6. Jhs. aus dem Wolfenbütteler Palimpsest-Codex Weissenburgensis 76, „Texte und Arbeiten“, Heft 26-28, Beuron: Beuroner Kunstverlag 1936, S. XV.
- 23) ebenda S. VIII.
- 24) Fiala, Virgil: Dold, Erich – Pater Alban OSB, Palimpsestforscher, S. 99.
- 25) Cremer, Drutmar: Nanu! Was sagt dazu wohl Benedikt? Beuron: Beuroner Kunstverlag 1993, S. 35. (Im Anekdotenbuch wurde Pater Alban Dold ein schwäbischer Dialekt unterlegt. Da aber P. Dold nicht schwäbisch sprach, wurden seine Worte ins Hochdeutsche übertragen).
- 26) Dold Alban / Eizenhöfer Leo: „Das irische Palimpsestsakramentar in CLM 14429 der Staatsbibliothek München. Beuron: Beuroner Kunstverlag 1964. (Vorwort von P. Leo Eizenhöfer, OSB, Rom).
- 27) Bischoff, Bernhard: Ehrende Worte für P. Alban Dold. In: Sakramentartypen, hrsg. Klaus Gamber. „Texte und Arbeiten“, 1. Abt. Heft 49/50, Beuron: Beuroner Kunstverlag 1958, S. XII.
- 28) Fiala, Virgil: Dold, Erich - Pater Alban OSB, Palimpsestforscher. In: Badische Biographien; N. F. 1 1982, S. 99.
- 29) Herzlicher Dank geht an Frau Edith Dold, Villingen und Pater Theodor Hogg, Bibliothekar der Erzabtei Beuron, die freundlicherweise biographisches Material zur Verfügung stellten.

Bildnachweis:

- 1) Pater Alban Dold, Foto von E. v. Pagenhardt, abgebildet in: Colligere fragmenta. Festschrift Alban Dold zum 70. Geburtstag am 7.7.1952 (hrsg. Bonifatius Fischer, Virgil Fiala) Beuroner Kunstverlag 1952.
- 2) Tafel V, aus: Palimpseststudium II (Alban Dold), aus: „Texte und Arbeiten“. Heft 48. Beuroner Kunstverlag 1952.
- 3) Tafel II, aus: „Das älteste Liturgiebuch der lateinischen Kirche“ (Alban Dold), aus: „Texte und Arbeiten“. Heft 26-28. Beuroner Kunstverlag 1936.

Bibliographie:

- Arnold, Fr. X.: Ehrung eines verdienten Liturgikers und Palimpsestforschers, Pater Alban Dold Dr. h. c. der Universität Tübingen. In: Benediktinische Monatsschrift 24. Beuron: Beuroner Kunstverlag 1948.
- Bischoff, Bernhard: Ehrende Worte für Pater Alban Dold. In: Sakramentartypen, hrsg. Klaus Gamber, „Texte und Arbeiten“, 1. Abt. Heft 49/50. Beuron: Beuroner Kunstverlag 1958.
- Bowe-Koob, Edith: Liturgische Kostbarkeiten, Fragmente aus Villingen Archiven, GHV, Jahresheft XXII. VS-Villingen: Leute-Druck 1997.
- Cremer, Drutmar: Nanu! Was sagt dazu Benedikt? Beuron: Beuroner Kunstverlag 1993.
- Dold, Alban: Das älteste Liturgiebuch der lateinischen Kirche. Ein altgallikanisches Lektionar des 5./6. Jhs. aus dem Wolfenbütteler Palimpsest-Codex Weissenburgensis 76. „Texte und Arbeiten“, 1. Abt. Heft 26-28. Beuron: Beuroner Kunstverlag 1936.
- Dold, Alban: Palimpseststudien II. Altertümliche Sakramentar- und Litanei-Fragmente in Cod. lat. Monac. 6333. „Texte und Arbeiten“, 1. Abt. Heft 48. Beuron: Beuroner Kunstverlag 1957.
- Dold, Alban/ Eizenhöfer, Leo: Das irische Palimpsestsakramentar in CLM 14429 der Staatsbibliothek München.
- Engelmann, Ursmar: Beuron. In: LThK, Band 2. Freiburg: Herder 1958.
- Fiala, Virgil: Dold, Erich - Pater Alban OSB, Palimpsestforscher. In: Badische Biographien. N.F.1. 1982.
- Fiala, Virgil: Kleine Beiträge und Berichte. Colligere fragmenta. In: Benediktinische Montasschrift 28, Beuron: Beuroner Kunstverlag 1952.
- Franzen, August/ Bäumer, Remigius: Papstgeschichte. Freiburg: Herder 1974.
- Gerstinger, Hans: Papyrus. In: LThK, Band 8. Freiburg: Herder 1963.
- Jedin, Hubert: Mercati, Giovanni. In LThK, Band 7. Freiburg: Herder 1962.
- Jungmann, Josef: Besprechung der Forschungsarbeit von Pater Alban Dold. „Das älteste Liturgiebuch der lateinischen Kirche“. In: Zeitschrift für kath. Theologie. (Innsbruck) Wien 1936.
- Stenger, Silvester: Die Arbeit des Beuroner Palimpsest-Instituts an der lateinischen Bibel. Sonderdruck aus: St. Wiburada, Jahrbuch für Bücherfreunde 1940.

Die Benediktinerkirche

Hermann Preiser

regt Heimathistoriker immer wieder zur Auseinandersetzung mit ihrer Geschichte an.

Die spannende und wechselvolle Geschichte der Benediktinerkirche in Villingen ist in den letzten Jahren immer wieder in den Blickpunkt gerückt worden. Vor allem aus Anlass der Renovierung des barocken Gotteshauses und ihrer festlichen Wiedereröffnung im April 1999 wurde sie wieder lebendig. Zahlreiche Beiträge sind zu diesem Thema veröffentlicht worden. Jetzt beleuchtet unser *Mitglied und Heimathistoriker Hermann Preiser*, aus dessen Feder schon viele Veröffentlichungen in den Jahresheften des Geschichts- und Heimatvereins Villingen erschienen sind, die Geschichte vom Bau der Benediktinerkirche in einem umfangreichen Artikel. Die wesentlichen Auszüge daraus werden hier wiedergegeben.

Der Bau der Benediktinerkirche

Abt Georg Franz war 1685 dem Abt Georg III. Gaißer gefolgt, der sich sehr um den Ausbau des Klosters und einer Kirche bemühte. Er plante anfangs nur einen Neubau des Konventgebäudes, aber inzwischen hat sich in Süddeutschland eine gewaltige Entfaltung des süddeutschen Barock entwickelt und überall in Schwaben und am Rhein begann man in den alten Stiften zu bauen. Abt Georg III. hat sich entschlossen, einen Bau zu schaffen, der Kirche und Kloster zusammenschloss und bemühte sich deshalb um einen größeren Platz. Der Rat der Stadt beschloss, nach Möglichkeit diesem Wunsche zu entsprechen, denn es mussten die beiden Weberhäuschen abgetreten werden. 1679 hatte Michael Thumb aus Vorarlberg den Neubau in Zwiefalten geleitet. Vom 10. bis 11. Juni war Michael Thumb Gast des Abtes und der unterhielt sich mit seinem Gast über den künftigen Kirchenbau. Thumb arbeitete danach einen Plan aus, der dem Abt sehr gefiel.

Danach begingen sie den Platz für das zukünftige Gebäude und Thumb gab ihnen sehr gute Ratschläge. Am 11. August 1687 legte der Abt dem Rat einen Plan vor, dem die Thumbschen Ideen gefallen, gegen den nur wenige Widerspruch erhoben. Den ganzen Sommer 1687 arbeitete der Abt systematisch an der Vorbereitung des Baues und suchte in der Umgebung der Stadt Steine für den Bau. Er fand auch einen Haufen Steine, die vor dem Bauplatz durch freiwillige Fuhrleistungen aufgeschichtet wurden.

Am 5. Mai 1688 konnten Fundamente für den Neubau ausgehoben werden und am 16. Mai fand die feierliche Grundsteinlegung durch den Abt Roman von St. Blasien statt. Der Abt ließ sich auch weiterhin von Fachleuten beraten. Als 1688 General Chemilly, Kommandant von Straßburg, Villingen bedrohte, hatte man vorsorglich auf dem Bauplatz zu Verteidigungszwecken Holz gelagert. Als er wenige Monate später den bayrischen Architekten und Bildhauer Johann Pöland traf, dessen Tochter hier ins Kloster trat, nahm er diesen und einen Architekten aus St. Gallen nach Villingen und sie verhandelten über den Klosterbau. Außerdem hatte der Abt den Rohrschacher Peter Heim zum Bauleiter gemacht und übertrug diesem die Verhandlungen über den künftigen Arbeitslohn. Der durch Vermittlung des Abtes von St. Blasien aus Freiburg in der Schweiz eingetroffene Jesuitenpater Franziskus Demer löste zweifelhafte Fragen und fertigte Spezialpläne an. Aus Geldmangel war ohnehin eine großzügige Planung wie in Zwiefalten, Ochsenhausen und Ottobeuren nicht möglich, nachdem durch die Reformation ein Teil der Einkünfte

verloren gegangen waren. Um jeden Quadratmeter Boden musste gerungen werden, wegen dem Verlust bürgerlicher Behausungen. Der Nordtrakt war entstanden durch Erweiterung der dort stehenden Kapelle, wo man das erste Konventhaus angebaut hatte. So kam dann eine hufeisenförmige Planung der Klostergebäude, die die billigste war, zustande. Der Südtrakt sollte die Kirche bilden.

Am 16. August 1690 beklagte sich der Abt, dass er aus Mangel an Baumaterial die Arbeit unterbrechen musste. Die Müller hatten ihnen eine große Menge Steine weggeholt zum Aufbau ihrer im Krieg verbrannten Mühlen.

Am 27. September 1690 bat er den Rat um die Menge Holz für den Dachstuhl der Kirche. Er brauchte 400 Stamm Holz, eine Menge Ziegel und Kalk. Am 2. November schloss er mit Zimmermeister Conrad Handtmann einen Kontrakt über die Ausführung des Dachstuhls 305 Gulden, sowie Früchten und 13 Malter Korn.

Während der Tallardschen Belagerungen wurden die auf dem Kirchplatz liegenden Steine wieder zur Ausfüllung der Bresche beim Franziskaner verwendet. Erst nach dem Friedensschluss schloss der Abt mit Maurermeister Johann Würtnner aus Rottweil einen Vertrag über die Lieferung von 100 Wagen mit Tuffsteinen aus dem Horgener Steinbruch.

Als die Kirche im Innenraum bereits fertig war, beschloss der Konvent den Chor um ein Joch zu erweitern und bis auf die Stadtmauer hinauszubauen, um dem Altar mehr Raum zu gewähren, wie dies in St. Peter der Fall ist. Die Fassade schließt sich dem aus Italien kommenden Schema an. Zwei Doppel-Pilaster tragen das Hauptgesims.

Innen-Ausstattung

Der erste Hochaltar wurde von Anton Schupp und seinem Sohn angefertigt für 486 Gulden. Das Altarblatt machte ein Bruder des Abtes Georg Glückherr aus Rottweil und stellte das Abendmahl dar. Als man sich entschloss, den Chor länger zu machen, war man gezwungen, den Hochaltar abzubrechen, den die Pfarrkirche in Furtwangen bekam. Den Riss zum neuen Hochaltar

schuf Heinrich Schilling, welcher auch das Altarbild, die Kreuzigung, machte. Den Altar selber fertigte Christoph Wild aus Weingarten. Am Tabernakel arbeitete Martin Hermann, derselbe wurde von Zacharius Schupp neu gefasst.

Caspar Mola von Mendrisimo war der Stuckateur, der auch in der Klosterkirche zu Ottobeuren arbeitete. Nach Erweiterung des Chors wurden zwei neue Seitenaltäre St. Placitus und St. Maurus mit Schreinen für Heilige, welche Martin Hermann anfertigte, errichtet. Der Altar St. Benedikt wurde von Weihbischof von Singenstein eingeweiht. Unter dem Altartisch war ein schwarzer Schrein für den Leib des hl. Benedikt, welcher durch die Bemühungen des Abtes Georg III. ins Kloster gekommen war, wobei für die Fassung des hl. Leibes im Jahre 1710 11.592 Gulden ausgegeben wurden. Georg Samuel Schilling fasste den Altar und malte das Altarbild.



Von der Kunstuhr, die 1769 der Uhrmacher Liebherr aus Immendingen zusammen mit einem Glockenspiel geschaffen hat, ist nur das Uhrgehäuse von Martin Hermann erhalten.

Die erste **Kanzel** ist nicht zum besten ausgefallen und wurde 1750 nach einem Modell von Josef Anton Hops gefertigt. Die **Chorstühle** wurden von dem kunsterfahrenen Schreinermeister Martin Hermann für 860 Gulden gemacht. Der Konstanzer Schlossermeister Jakob Hofen hatte ein Chorgitter für 878 Gulden angefertigt.

Am 14. Januar 1751 wurde mit Johann Andreas und Johann Daniel Silbermann über die Lieferung einer **Orgel** ein Vertrag abgeschlossen. Der Schreiner Martin Hermann und der Bildhauer Hops gestalteten das Orgelgehäuse.

Die Sakristei wurde 1730 von Mola mit Stuckarbeiten verziert. Für die Anfertigung des Oratori-

ums, in dem der Prälat der Messe beiwohnt, gibt es eine Rechnung von 153 Gulden.

Am Boden, rechts neben dem Hochaltar ist die verdeckte Öffnung einer Gruft.

Abt Cölestin beauftragte am 16. April 1765 den Bürger und Rat Johann Michael Schmadel, einen in der Fasskunst sehr erfahrenen Künstler, Orgel, Kanzel, Galerien, sämtliche Gurt und Säulen, auch den Heiligkreuzaltar nach Art der Orgel neu zu fassen. Cölestin wollte der Kirche offenbar, über allen Wandel des Geschmacks hinweg, ein einheitliches Gesicht geben und verwendete dazu nicht weniger als 4.000 Gulden wovon Schmadel 2.600 Gulden bekam.



Der Turm

Der Turm wurde erst einige Jahrzehnte nach der Kirche fertig, denn verschiedene Europäische Kriege hatten eine große Unruhe gebracht. 1755 ließ Abt Hieronimus den Turm vollenden, nachdem Abt Georg III. nur zur Aushebung der Fundamente kam und dessen Nachfolger Abt Michael den Turm bis zum Kirchendach ausführte. Zwar konnte mangels vorhandenen Baumaterials 1755 mit dem Bau nicht mehr begonnen werden, jedoch wurde mit dem Maurer und Steinhauermeister Ludwig Oswald ein Akkord abgeschlossen, wonach dieser sich verpflichtete den Turm nach der gegebenen Architektur mit gehauenen Steinen

auszuführen und die notwendigen Maurer und Steinmetze zu verpflegen sowie das Handwerkszeug selber anzuschaffen. Das Kloster dagegen versprach, die Steine herbeischaffen zu lassen. Oswald wurde für sämtliche Arbeitsleistungen ein Betrag von 2.500 Gulden zugesagt. Das Kloster versprach außerdem, auf eigene Kosten die Gerüste durch Zimmerleute anfertigen zu lassen. Die Aufsicht über die Rechnungsführung wurde Prior Cölestin übertragen.

Oswald war den ganzen Winter mit dem Brechen und Zuhauen der Steine beschäftigt, die die Bauern von Dürrheim in Fronfahren aus dem Schlegelwald bei Unterkirnach herbeischaffen mussten.

Auch der Schwenninger Vogt hatte eine Fronfuhr durch seine Bauern zugesagt. Die Bauern von Singingen, die dem Kloster viel schuldig waren, waren mit Ross und Wagen in Villingen gewesen und haben durch ihre Fuhrleistungen ihre Schulden verringert. Die zwei eigenen Züge des Klosters wurden nicht verschont und mussten noch mehr als die anderen laden. So konnte der Zimmermeister Gabriel Schleicher schon Anfang April 1756 mit seiner Arbeit beginnen. Er hatte die ganze Zimmerarbeit zu leisten und hatte auch die Kuppel samt Laterne und Helmstrang zu verfertigen. Dafür hatte er 90 Gulden bekommen.

Am 22. April konnten schon die Maurer mit der Arbeit beginnen und nach 14 Tagen konnte schon der Kran-Zug erhöht werden. Dank anhaltend guter Witterung war anfangs August das Vorhaben bis in „60 Schuh“ ohne jeden Unfall fertig geworden. Trotzdem ist nichts übereilt worden und dem ehrsamem Meister viel Lob abzustatten, dass er alles gut abgemessen, die Steine gut miteinander verbunden und auch die Quader mit eisernen Schließen, welche gut 15 Zentner wogen, auf den Erker versichert und seinen Akkord gut vollendet hat. In den folgenden Monaten arbeiteten Zimmerleute, Schlosser, Gürtler und Vergolder am Turm.

Der bei dem Goldschmied Franz Thadäus Lang in Augsburg angefertigte 48 Pfund schwere Turmknopf war inzwischen angekommen und der Goldschmied versprach einen Knopf zu liefern, wenn derselbe über hundert etlich Jahren im Regen steht, die Vergoldung hält. Für die Deckung der Kuppel hatte der Pfarrer von Steinach den Dachdecker Beller von Calw empfohlen. Obwohl er als Württemberger einer anderen Konfession angehörte hatte er sich wegen seiner kunstreichen und dauerhaften Arbeit bewährt und war auch zu dem Fürsten von Fürstenberg gerufen worden, um die dortigen Kirchtürme zu decken.

Martin Hermann, den man zu Rate zog, schuf eine Lösung für das äußere Erscheinungsbild, das heute noch, nach über 200 Jahren, wegen seiner gelungenen Proportionen große Bewunderung findet.

Die Ausgaben für den Turmbau betrugen 6.618 Gulden aber noch fehlten die Glocken auf dem stattlichen Turm. Zunächst begnügte man sich mit dem kleinen Glöcklein auf dem Dachreiter des Nordbaues. Zudem war durch Vermittlung des Domprobstes Graf Truchsess von Wolfegg mit einer ein Zentner schweren Loretto-Glocke zu rechnen. Die Glocke hatte die heiligen Mauern und die heilige Schüssel berührt, die in diesem Heiligtum aufbewahrt wurde. 1767 rechtfertigte Abt Cölestin Wahl, weshalb es bis jetzt noch nicht zu einem anständigen Turmgeläut kam. Es war auch noch nicht klar wie viele Glocken und wie schwer die einzelnen Glocken sein sollten. Auch bestand die Schwierigkeit für ein harmonisches Geläut einen Glockengießer zu finden, was man dem Villingener Glockengießer nicht zutraute, da der Uhrmacher noch keine Satisfaktion gemacht hatte. Als Hauptgrund aber wurde genannt, dass die Kosten eines neuen Geläutes auf 7.000 Gulden geschätzt wurden, wofür kein hinlänglicher Fundus vorhanden sei. Sollten die Herren Capitularien evtl. Geld aufnehmen, so könnte der Wunsch erfüllt werden, welcher aus den angeführten Gründen bisher zurückgehalten wurde. Im Jahre 1767 wurde der Kontrakt mit dem Villingener Glockengießer Josef Benjamin Grüninger geschlossen. Dieser verpflichtete sich, ein harmonisches Geläute von sieben Glocken zu verfertigen und mit der Arbeit sofort zu beginnen. Für jeden Zentner gegossenen Glockenmetalls sollte er 10 Gulden bekommen. Er versprach auch alle Figuren und Zierarbeit nach klösterlichem Verlangen darauf zu gießen und das Kloster das notwendige Modell auf eigene Kosten anzuschaffen oder vom Bildhauer verfertigen zu lassen. Die Bildhauerarbeit fertigte Philipp Rauch. Die sieben Glocken wurden in der Zeit vom 27. August bis 27. Oktober 1767 gegossen.

Nachdem die Glocken gegossen waren, ging man an das Uhrwerk zum Glockenspiel. Sein Meister war Franz Xaver Liebherr von Immenstadt. Am 19. September 1767 wurde mit ihm ein Vertrag geschlossen, nach dem er 1.300 Taler und die Kost für sein Werk bekam. Er verpflichtete sich, ein

Werk zu liefern, das an allen vier Seiten des Turmes und an der Wand in der Kirche dem Oratorium gegenüber Stunden und Viertelstunden anzeigen musste. Bei der Uhr selbst sollte er Stunden und Minuten zeigen. Die Viertel sollten auf drei Glocken schlagen, die Stunden zweimal, das andere Mal nur auf einer. Das Werk sollte 30 Stunden gehen ohne aufzuziehen. Das Werk sollte so eingerichtet sein, dass man ein kleines Glockenspiel nach Belieben einstellen konnte. Der Uhrmacher musste Jahr und Tag für die Uhr gut stehen, dieselbe wenn anders durch unvorhergesehenen Zufall an der Arbeit nicht gehindert wird, inner zwei Jahren aufstellen und unentgeltlich nach Schaffhausen liefern. Da der Vater Liebherr während der Arbeit starb, versprach der Sohn, das Werk fertig zu machen. Am 21. September war die Uhr bereits aufgestellt, hatte aber noch kleine Fehler.

Die Bauarbeiten an Kirche und Kloster und deren Ausstattung benötigten einen Zeitraum von 80 Jahren (1688 – 1768). In diesem Zeitraum befassten sich die Äbte Michael III., Glückherr, Hieronimus Schuh und Cölestinus Wahl. Die erste Periode von 1717 – 1728 stand unter dem Zeichen Anton Josef Schupp. Der Bregenzer Gipser und der Schreiner Votzeler Schupp arbeiteten an einem schweren Barock, der schon damals dem Zeitgeschmack nicht mehr ganz entsprach. Sein

Hochaltar und seine Kanzel wurden deshalb nicht mehr ganz vollendet. Für die Erweiterung der Kirche um ein Joch zog man als weitere Stuckateure Caspar Mola und Christoph Wild heran sowie Martin Hermann als Schreiner und Samuel Schilling als Maler. In diese Periode gehörte auch die weitere Ausstattung der Kirche mit Chorgestühl, Chorgitter und Orgel einschließlich des Turmbaus. Die dritte Periode begann mit der Amtszeit des Abtes Cölestin Wahl, einem besonders kunstverständigen Mann. Unter ihm wurden zwei, Josef Anton Hops und Johann Michael Schmadel, herangezogen. Es erregt heute noch Bewunderung, mit welcher Hingabe und Kunstverständnis die Äbte sich um die Ausschmückung ihrer Kirche bemüht hatten. 10 Jahre nach dem Einzug in die Kirche wurde der Chor erweitert und die Altäre umgestaltet.

Man scheute keine Kosten, um die Kirche mit einer teuren Silbermannschen Orgel und einem harmonischen Geläut sowie einer Kunstuhr mit Glockenspiel auszustatten obwohl die Geldmittel sehr knapp waren. Die Kunstuhr mit den Glocken und die Orgel sind weithin bekannt geworden, da der Großherzog so großen Wert auf diese Stücke legte. Der Konvent zählte 1767 unter Abt Cölestin Wahl 19 Priester, 4 *fatres professi* und 3 *fatres conversi*, zusammen 27 Köpfe.

„Tannenhöhe“ – ein Haus im Wandel der Geschichte

Hubert Waldkircher

Wie hieß es noch vor hundert Jahren werbend in einem Inserat zur Eröffnung desselben Hauses am 1. Juni 1900: „**Waldhotel Villingen** am Anfang des über 10000 Morgen großen, von herrlichen Waldwegen nach allen Richtungen durchquerten Villingener Stadtwaldes; an der weltberühmten Schwarzwaldbahn, 750 Meter über dem Meer gelegen, 25 Minuten nach Villingen, 5 Minuten von der Station Kirnach der Schwarzwaldbahn entfernt“. Und anspruchsvoll fährt das Inserat fort: „**Elegantes mit allem Komfort der Neuzeit** (electrische Anlage, Centralheizung, Badeinrichtung, Hochdruckwasserleitung in allen Stockwerken) versehenes, in Mitte großer Parkanlagen gelegenes **Kurhaus**“. Gepriesen werden: „Vorzügliche Verpflegung – 120 Fremdbetten. Wein- & Bierrestaurant mit großer **Terrasse & Wirtschaftsgarten**“. Und nicht unerwähnt blieb ein „Prächtiger Ausblick auf die Schwäbische Alb und bei klarem Wetter auf die Alpen“. Die „Nobelherberge“ war geschaffen. Der Ansturm der Leute konnte kommen. Aber er kam zumindest nicht von den Bürgern der Stadt; nur selten „verirrte“ sich einer von ihnen dorthin. Gravitätisch der Vater mit dem Spazierstock in der Rechten, die Mutter brav und die Kinder übermütig, wanderten sie die staubige Straße in Richtung Kirnach und landeten schließlich – obwohl auf dem neuen Stadtplan von 1900 ein langer Pfeil den Weg „nach dem Waldhotel“ unterstrichen hatte – ohne noch die „5 Minuten von der Station Kirnach“ in Kauf genommen zu haben im „Kirnacher Bahnhöfle“, wo es auch ein „Wein- & Bierrestaurant“ gab – ohne „vorzügliche Verpflegung“, die man billiger in Form eines Vesperbrottes gleich mitgebracht hatte. Den Kindern schmeckte die „Chabeso“, die süße Limonade aus der „Limonadenfabrik“ in der Stadt und es schmeckte das Abenteuer der akustischen



Haus Tannenhöhe, Teilansicht von Westen.

und optischen Reize eines richtigen Bahnhofs mit dem Anschlagen der Signalklingeln, dem Niedergehen der Schranken und dem mächtigen Vorüberbrausen eines Zuges mit der Dampflokomotive, dessen Faszination sich steigerte, wenn er womöglich in der Station anhielt: Disneyland einer Kleinstadt um 1900. Der Höhepunkt: die Heimfahrt mit dem Bummelzug nach Villingen, die Köpfe im offenen Fenster und den Wind in den Haaren, indes die Sonne im Westen unterging. „Waldhotel“? Nein, zu fremdartig, zu nobel: Seine Majestät Kaiser Wilhelm II. hatte hereingeschaut und selbstredend geruhte Seine Königliche

Hoheit Großherzog Friedrich I. von Baden nebst Hoher Frau hier abzustiegen. Er überwand die „5 Minuten von der Station Kirnach“ bergaufwärts im offenen Landauer. Es war nicht allein der Adlerhelm des Kaisers und die Pickelhaube des Großherzogs, es war vor allem der Anspruch des auf besondere Weise gesitteten und neuhumanistisch gebildeten Publikums, das fortan in gedämpfter Atmosphäre das vornehme Ambiente des Hauses unterstrich. Wie lange? Der Zweite Weltkrieg brach aus. Auf den Dächern wurde im weißen Feld das Rote Kreuz aufgemalt, Mahnung an feindliche Flugzeuge, für ihre Bomben ein anderes Ziel zu suchen. Das Waldhotel war Lazarett geworden, genauer: zunächst für die deutsche Wehrmacht, dann als ein Kriegsgefangenenlazarett, das bis zur Besetzung der Stadt durch die Franzosen in der Nacht vom 20./21. April 1945 zum Kriegsgefangenenlager „Stalag“ in der Stadt gehörte. Damals freuten sich die noch verbliebenen sieben oder acht deutschen Landesschützen als Bewacher ebenso wie die Kriegsgefangenen über die baldige Beendigung des unseligen Krieges. Hermann Riedel, „Villingen 1945“, schreibt: Bald nach der Besetzung wurden die belgischen, polnischen und jugoslawischen Kranken ... und ihre Ärzte in das in der Mädchenschule von der Wehrmacht eingerichtete Lazarett gebracht. ... Die kranken Franzosen wurden in die Heimat transportiert. Die 24 französischen Ärzte, Zahnärzte, Apotheker und Krankenpfleger des „Waldhotels“ begleiteten sie nach Straßburg. Von Riedel (Seite 83) erfahren wir ferner, dass im Laufe des 20. April 1945 unterhalb des Lazaretts auf den Gleisen ein Güterzug abgestellt worden war. „Nach der Besetzung wagten sich die Insaßen des Kriegsgefangenenlazaretts ‚Waldhotel‘ an den Zug heran und öffneten einige Waggons, in denen sich Lebensmittel aller Art befanden. Auch die Anwohner (waren dabei sich, d. Verf.) zu versorgen“. Hier ist schon angedeutet, wie es dem Hause selbst erging. Was nicht niet- und nagelfest war wurde mitgenommen, d. h. die Gegenstände geplündert oder zerstört. Die bauliche Substanz war marode und eigentlich hätte nur noch gefehlt, daß

durch einen Brand alles zerstört worden wäre. Es gehört zu den verdienstvollen Leistungen des am 22. September 1946 ersten frei gewählten Bürgermeisters Edwin Nägele, dass der verbliebene Zustand des Hauses zunächst gesichert und erhalten wurde. Kaiserreich, Weimarer Zeit, „Tausendjähriges Reich“ passé. Eine nicht mehr wiederkehrende Zeit und mit ihr ein halbes Jahrhundert waren untergegangen. Würde eines Tages der Abrissbagger anrücken wie es, einen Steinwurf entfernt, dem Sanatorium „Waldeck“, einst unter dem Kurarzt Dr. Beck, Ende der 70er Jahre geschehen ist? Nur ein neuer Geist konnte in das Haus einziehen, es mit neuem Leben erfüllen und an die Zukunft weiterreichen.

Den Jahren des Verfalls, nicht zuletzt nach dem Waffenstillstand als vorübergehendes Auffanglager für annähernd 3200 Russen und Polen, setzte die Stadt Villingen als Eigentümerin des stark beschädigten Hauses 1950 ein Ende. Man schrieb es zum Verkauf aus und mit ihm die ab 1905 entstandenen Zusatzbauten: „Villa Waldhaus“ Haus II) sowie „Villa Waldlust“ (Haus III) nebst der umgebenden Grünanlage. Mit der Leitung des Mutterhauses der Diakonissen in Aidlingen (Württemberg) war man handelseinig geworden. Mutter Christa von Viebahn, die Gründerin der Schwesternschaft, gab persönlich dem Haus seinen neuen Namen. „Tannenhöhe“ sollte es heißen. „Die Tannen“, so lesen wir, „prägen das äußere Bild, die Höhe weist hin auf die Größe des Evangeliums, das dort verkündet werden soll. Ein Freizeithaus, ein Altersheim, ein Kinderheim sollten entstehen wo Menschen fern von Hast und Unruhe unserer Zeit eine Begegnung mit Gott haben können, wo in viele Kinderherzen eine lebendige Saat gelegt wird; möge der Herr über ihr wachen! Wo Menschen den Abend ihres Lebens in stillem Umgang mit Gott zu seiner Ehre verbringen können.“

Am 22. Mai 1950 wurden die Schlüssel übergeben. Die Saat konnte aufgehen, der neue Geist segensreich wirken. Viele Gäste zogen während der letzten 50 Jahre ein. Sie erlebten Ferientage unter Gottes Wort. Für Viele war der Aufenthalt ein

Gesundbrunnen für Leib, Seele und Geist. In bauliche Neuerungen, in Verbesserungen und in die Restaurierung historischer Substanz wurden erhebliche Mittel investiert. Das einstige öffentliche Altersheim hat sich inzwischen in ein Feierabendheim für die älteren Schwestern gewandelt. In der großzügig gestalteten Kindertagesstätte bleibt es Auftrag, eingebettet in der umgebenden Natur, Harmonie von Körper und Seele mit Gottes Hilfe zu fördern. Nicht zuletzt aber bietet das Freizeitheim Erholung und vielfältige Urlaubsgestaltung für zahlreiche Familien und Einzelgäste. Zusam-

men mit der Hausmutter, Schwester Christine Scheffler, sorgen sich etwa 20 Mitschwestern um das Wohl der Einkehrenden. Wie formulierte Schwester Thea Leppin, die Oberin des Mutterhauses, in ihrer Ansprache anlässlich der Feierstunde zum fünfzigjährigen Jubiläum im Mai 2000: „Möge unsere Tannenhöhe auch weiterhin eine Oase bleiben, in der Menschen aus der Hitze des Alltags kommend, Entspannung und Ruhe finden im Hören auf Gottes Wort und frohem Miteinander“. Dem ist nichts hinzuzufügen.



Eine Gruppe der Villingen Schwestern. Zweite von links: Hausmutter Schwester Christine Scheffler. Rechts außen: Verwaltungsleiterin Schwester Christa Krause.

Aus den Memoiren von Ober-Postinspektor Joseph Stadler (1870–1932)

Mein Beruf und mein Eheleben – Die Jahre 1897 und 1898 –

Unserem verstorbenen Mitglied *Eugen Bode* ist es zu verdanken, dass die Memoiren des Ober-Postinspektors Joseph Stadler nicht in Vergessenheit geraten sind. Die Originalaufzeichnungen befinden sich bei Nachkommen des Joseph Stadler in Hall in Tirol. Eugen Bode hat sich 1992 die Mühe gemacht, die 2000 Seiten dieser Chronik für unser Archiv zu kopieren. Mit diesem dritten Bericht in unseren Jahreshften veröffentlichen wir die letzten Jahre, die Joseph Stadler in Villingen verbrachte. Auch nach seiner Versetzung an das Postamt Konstanz riss sein Kontakt zu seiner Heimatstadt nie ab.

Mit einer Menge Eindrücke kamen Marie und ich von der Hochzeitsreise zurück. Es ging nun nach den herrlichen Tagen an die Arbeit. Wir lernten uns näher kennen. Während der Zeit, wo ein Paar sich nur als Verlobte kennt, haben die Charaktere noch nicht genügend Gelegenheit, sich zu prüfen und anzupassen. Das geschieht erst in der Ehe. So ging es auch uns Beiden. Schon in Stuttgart waren zwischen uns Differenzen entstanden, deren Untergrund ich nicht mehr kenne. So traten im Verlauf unserer jungen Ehe ab und zu Missharmonien hervor, wir mussten uns einander anpassen. So hatte ich z. B. die schlimme Gewohnheit, beim Essen und im Bette vor dem Einschlafen zu lesen. Mein Wissensdurst war stets so groß, dass ich jede freie Minute nach Büchern griff und mich darin vertiefte. Das verdross natürlich meine junge Frau, die gern mit mir sprach und sich durch mein ewiges Lesen benachteiligt fühlte. Sie gewöhnte mir nach und nach das Lesen bei Tische und im Bette ab, und ich bin ihr dafür dankbar. Dagegen konnte sie mir sonst das Lesen nicht abgewöhnen, ich bin heute noch die gleiche Leseratte wie in der Jugend, nur dass ich heute nur noch

wissenschaftliche Sachen lese, während ich bis in die dreißiger Jahre auch einen guten Roman nicht verachtete. Dagegen waren mir schon in der Jugend die Zeitungsschundromane zuwider.

Ferner hatte ich die Gewohnheit, jeden Tag mehrere Stunden Klavier zu spielen. Da ich erst mit 19 Jahren mit diesem Instrument begann, so hatte ich allerdings Eile, das in der Jugend Versäumte noch nachzuholen, besonders die Fingerübungen. Da klapperte ich nun mit eisernem Eifer darauf los und auch das ärgerte mit Recht meine junge Frau. Manchmal mußte ich ihr zu Liebe etwas aussetzen und mich ihr widmen.

Sodann war meine Frau zeitlebens nie eine gute Fußgängerin. Sie litt an leichter Empfindlichkeit der Fußsohlen und abends, besonders in der heißen Jahreszeit gern an aufgelaufenen Füßen. Ich dagegen war in den Zeiten meiner jungen Ehe ein ausdauernder Fußgänger, und ich konnte es nicht begreifen, dass die junge Frau so rasch ermüdete und nicht ins Freie mitwollte.

Ferner war ich durch die Kaltwasserkuren sehr abgehärtet. Ich staunte daher nicht wenig, als die junge, blühende Frau schon im September 1897 mit einer heißen Bettflasche bewaffnet abends ihr Bettlein bestieg, eine Gewohnheit, die sie in der bisherigen 26jährigen Ehe noch nicht abgelegt hat.

Auch geistig klappte unser Verkehr nicht recht zusammen. Ich hatte damals schon in Büchern viel gelesen und unterhielt mich gern über wissenschaftliche Dinge, Geschichte, Musik, Medizin usw. alles Dinge, von denen das einfache Frauchen gar nichts wusste und über die es auch nicht gern Vorträge hörte. Ich sah damals noch nicht ein, dass ich diese Kenntnisse gar nicht von einer Gattin verlangen konnte und dass häuslicher Sinn und Fleiß, die mein junges Weibchen mitbrachte,

solche Kenntnisse reichlich aufwogen. Im weiteren machte ich bald die Beobachtung, dass das ganze Denken meiner Gattin mehr auf reale Dinge ausging, während ich Idealist von reinstem Wasser war und immer alles in den rosigen Farben sah. So war die junge Frau nicht Liebhaber der Fastnacht, wofür ich stets schwärmte. Sie war viel zu ernst, während ich gern lustig war und ihren Ernst missverstand. Erst im Laufe der Jahre lernten wir uns voll und ganz vertrauen und verstehen. Heute sehe ich ein, dass ich mit dieser Frau weitergekommen bin, als mit einem gebildeten Blaustrumpf.

Zunächst gab es die erste große Enttäuschung in unserer jungen Ehe als meine Gattin von meiner ungünstigen Finanzlage Kenntnis erhielt, ich wollte ihr schon auf unserer Hochzeitsreise in dieser Sache eine Generalbeichte ablegen, aber ich hatte nicht den Mut hierzu. Ich brachte das Wort „ich habe Schulden“ mit dem besten Willen nicht über die Lippen. Da kam der erste Monatszahlag am 1. August 1897. Ich hatte damals 1800 Mark Einkommen jährlich, mithin monatlich 150,- Mark. Davon wurden mir nun 20 Mark für die Lebensversicherung abgezogen, 30 Mark gingen ab für Abzüge für eine Schuld an den Sparverein der Post, dem ich einige Hundert Mark schuldete. Ganz still und zerknirscht legte ich nun die übrigen Hundert Mark in ein Schächtelchen, in dem wir unser Geld hatten und wartete nun das Weitere ab. Prompt antwortete meine Frau mit einer finsternen Miene und sprach mehrere Stunden kein Wort. Endlich frug sie mich ängstlich mit den Worten, „Josef, hast Du Schulden?“, worauf ich nun Mut bekam und meine Lage darlegte. Ich merkte, es gab ihr viel zu schaffen, aber bald wusste sie Rat und brachte von ihrem Vater 600,- Mark in blanken Goldstücken, mit denen ich dann die dringendsten Schulden abbezahlte. Mein Schwiegervater sagte mir in der Sache überhaupt kein Wort. Der eheliche Friede wurde nicht weiter gestört in der Sache. Wir sparten nun gut zusammen und die Schwiegereltern gaben uns die Milch, das Brot, das Mehl, die Kartoffeln umsonst, so dass wir gut durchkamen.

Bald lernte ich meine junge Frau bewundern in ihrer Meisterschaft beim Sparen. Sie lernte bald mit großer Findigkeit die billigsten Einkaufsgelegenheiten herausfinden. Wir waren damals Mitglied des Konsumvereins, wo wir dann am Ende des Jahres noch Prozente herausbekamen. Um Waren billiger zu bekommen, scheute die Gattin keinen Weg. Trotz unseres damaligen bescheidenen Einkommens, lebten wir damals viel besser als heute fünf Jahre nach dem Weltkrieg (1923). Wir hatten ständig Wein im Hause, was ich mir heute, wo der Liter über Tausend Mark kostet, nicht leisten könnte. Im Sommer und im Herbst halfen wir den Schwiegereltern in der Landwirtschaft, oft vertrat Marie die Mutter im Brotladen, was immer etwas abwarf.

Meine Mutter ging mit Marie ab und zu in den Wald, und sie sammelten Tannenzapfen, Heidelbeeren, Preiselbeeren und Himbeeren wovon wir den ganzen Winter zehrten.

Da ich als Villinger Bürger zusammen mit meiner Mutter 15 Meter Holz bekam – je sieben Meter auf den Kopf – hatten wir Holz in Menge. Ich sägte und spaltete das Holz zusammen mit meinem Schwager Viktor, der mir half.

In meiner freien Zeit spielte ich viel Klavier. Jeden Tag machte ich einen Spaziergang in den hinteren Steppach, selbst beim schlechtesten Wetter. Dadurch verlor ich allmählich meine Neigung zu Bronchialkatarrhen. Jeden Monat lief ich ein Paar Schuhsohlen durch.

Die Wohnung im „Bären“ passte uns nicht lange. Im Hause herrschte wenig Ordnung, auch waren die Zimmer feucht. Auch die Mitbewohner warfen teilweise nicht hasenrein. Schließlich bekam ich mit dem Bärenwirt einen Wortwechsel und kündigte ihm. Ich mietete dann eine Wohnung in der Friedrichstraße im Hause des Farrenwärters Neidinger. Das Haus, das dritte von der Mönchweilerstraße ab, war aus Riegel gebaut, geräumig und bot prächtige Ausblicke auf die Umgegend, besonders auf die Hügel östlich der Stadt. Wir wohnten im oberen Stock, während unten der Steueroberaufseher von Briel wohnte, und ein altes armes Ehepaar aus Schlesien. Im Dachgeschoss

des zweistöckigen Hauses wohnte ein Arbeiter mit seiner Familie.

Im „Bären“ hatte unter uns der Gipsermeister Schätzle, ein Württemberger, gewohnt, der ein gefälliger Mann war. Dagegen hatte er Gesellen, die abends im Wege standen. Hinter ihm gegen den Hof wohnte ein Eisenbahnschaffner Frank, dessen Frau wenig reinlich war. Neben unserer Wohnung, durch den Glasabschluss getrennt, war das Zimmer meiner Mutter. Gegen den Hof wohnte ein Arbeiter namens Fritz, der lange Finger hatte und uns Hollunderlikör im Keller stahl. Seine Frau, die keine Kinder hatte, war hässlich aber ehrlich. Fritz war dem Alkohol ergeben. Bei Fritz wohnte ein gewisser Ummerhofer Gustav, ein verkrafter Kaufmann und Bruder des Gießers Wilhelm Ummerhofer und der Lammwirtin. Der Gustävle ging später nach Amerika, nachdem ihm der Boden in Villingen zu heiß geworden war. Fritz zog, während wir noch im Hause wohnten, aus und an seine Stelle trat ein braver Arbeiter namens Strohm, der die Lokomotiven an der Eisenbahn reinigte und daher immer nach Ölen roch und wie ein Köhler aussah. Seine Frau hatte ein böses Mundwerk. So wohnten wir zwischen Arbeiterfamilien, etwas eingengt und nicht mollig. Mein ehemaliges Zimmerchen war von meiner Frau zum Besuchszimmer eingerichtet worden. Es lag nach dem Hof wo auf einem Dache ab und zu junge Iltisse ihr Unwesen trieben.

Mit der Nachbarschaft in der Bärengasse waren wir wenig in Berührung gekommen. Es waren meistens Leute, die mir wenig günstig waren, weil ich in ihren Augen es zu etwas gebracht hatte und weil sie mir meine als vermöglich angesehene Gattin missgönnten. Unter diesen Umständen zogen wir am 1. Juli 1898 gern nach der Friedrichstraße, deren Lage im Freien mit der Brigach im Vordergrund mir ungemein gefiel.

Wir hatten in der neuen Wohnung ein kleines Stück Garten, das meine Mutter und Marie betrieben und das uns viel Gemüse lieferte. Der Farbenwärter Neidinger, ein ungemein kinderreicher Vater, bewohnte das Haus nicht, aber er hatte unten im Hause einen Stall mit Vieh. Er und seine

Frau waren friedliebend. Ein etwas schwieriger Hausmitbewohner war der Steueraufseher von Briel im Erdgeschoss. Er hatte einen großen Hochmut, vermutlich auf seinen „Adel“; seine Gattin war noch hochmütiger, sie blickte auf uns herab und sprach meistens kein Wort. Über uns wohnte ein Arbeiter namens Hettich, der unsolid und kränklich war und sein Weib, eine geborene Albus aus der Gerbergasse schlecht behandelte. Er starb bald an der Rückenmarkschwindsucht, die er sich wohl infolge seines unsittlichen Lebenswandels zugezogen hatte. Bei Briels wohnte noch ein uraltes Ehepaar namens Keller, das aus Schlesien zugewandert war und von der Unterstützung seiner Kinder notdürftig lebte. Der alte gebückte Schlesier erzählte mir, dass er in den 1840er Jahren als Soldat vor dem alten Kaiser Wilhelm I. bei einer Parade präsentiert habe, als dieser von seiner jungen Frau, der Kaiserin Augusta begleitet gewesen sei. Mit Stolz erzählte mir der alte Soldat von seiner Militärzeit, die er, wie alle Preußen, gern abgeleistet hatte.

Als Nachbarn hatten wir einen Schulkameraden, den Schreinermeister Emil Schumpp, der das Haus neben uns gebaut hatte, und den Zimmermeister Singer Wilhelm, mit dem ich in der Jugend schon befreundet war. Der Zugang zur Wohnung war damals etwas schwierig, weil die Friedrichstraße noch nicht ausgebaut war und daher der Weg schlecht war. Ferner merkten wir bald, dass die Wohnung kalt war infolge des leichten Riegelwerks. Reichlich entschädigte mich die prächtige Aussicht. Hinter unserem Haus führte die Schwarzwaldbahn vorbei, deren Früh- und Spätzüge uns unangenehm wachrüttelten.

Die Friedrichstraße, die sich längs der Brigach hinzieht, war damals erst angefangen, nur wenige Häuser waren fertig. Die Straße war noch nicht erbaut, und ich musste daher, wenn ich nicht über das Obertor wollte, durch die lehmigen Wege gehen, über die später die Straße gelegt wurde. Das war besonders im Früh- und Spätdienst keine Kleinigkeit. Ich hatte mir für diesen Zweck eine kleine Laterne beschafft, um nicht in die Brigach zu stürzen. Dafür wurden wir aber in der Woh-

nung durch den herrlichen Blick auf den Fluss, die Berge und Wiesen reichlich entschädigt. Wir hatten kein Gegenüber. Leider war die Wohnung kalt, weil Riegelwerk statt Mauerwerk verwendet war.

Im Frühjahr 1898 kam Marie in gute Hoffnung. Sie hatte im Angang der Gravidität viel unter Appetitlosigkeit, Brechreiz u. Kreuzschmerzen zu leiden. Als diese Beschwerden sich langsam verloren hatten, dann stellten sich Störungen des Humors ein; die sonst fröhliche Frau wurde hochgradig schwermütig, sie dachte ans Sterben usw. Nebenher liefen immer wieder Störungen des Magens und Darms, Magenweh, hartnäckiger Durchfall unterbrochen durch Verstopfung usw. Sie war z.B. wegen dieser Verdauungsstörungen Mitte September in Behandlung des Bezirksarztes Dr. Schatz, der damals auch energisch dem Unterleibskatarrh zu Leibe rückte. Keine kleine Angst jagte er mir damals mit seinem Verdacht auf placenta praevia ein. Diesen Verdacht gründete er auf kleine Blutungen, die Marie einige Male hatte. Zum Glück bewahrheitete sich dann seine Befürchtung nicht.

Zum Überfluss hatten wir dann im September 1898 noch Einquartierung. Die Herbstmanöver waren in der Nähe von Villingen. Wir bekamen zunächst etwa 14 Tage die in Colmar (Elsaß) gelegenen Kurmaerker Dragoner nach Villingen. Wenn sie jeweils in der Morgenfrühe den Bickenberg in ihr Gelände hinaufrückten oder heimwärts zogen, so ließen sie Ihre Reitermärsche erklingen, die wir dann im Halbschlaf hörten. Später bekamen wir Infanterie und bekamen einen Einjährig-Freiwilligen, Student der Medizin namens Willems aus Grünfeld (Hessen) ins Quartier, der ein sehr netter Mensch war. Er sandte uns später einmal eine Ansichtskarte. Nach ihm bekamen wir einen Infanteristen, der Kaufmann war und aus Erfurt stammte, ebenfalls ein gebildeter Mann. In einer Zeit besuchte mich auch als Soldat mein ehemaliger Postgehilfe Schellinger aus Immendingen, der mich bei der Ablösung des Postverwalters Müller in Immendingen 1895 kräftig unterstützt hatte.

Anfangs Oktober musste dann mein Schwager Viktor zur Ableistung seiner zweijährigen Militärdienstzeit nach Konstanz zum Infanterieregiment Kaiser Friedrich III Nr. 114 einrücken. Da Schwager Hermann schon vorher in die Fremde abgerückt war, so standen meine Schwiegereltern ganz allein da. Marie musste daher in ihrem Zustande noch zuhause hüten bis in den Spätherbst hinein.

Dienstlich hatte ich 1897 und 1898 meistens Schalter- und Abfertigungsdienst. Mit dem letzteren Dienst war noch die Bedienung der Telegraphenapparate und des Telephons im Nachdienst, sowie Bahnhofsdienst verbunden. Der Dienst am Bahnhof musste in Uniform gemacht werden. Ich ging damals oft in Uniform aus. Den Dienst am Schalter hatte ich weniger gern, weil ich mich mit dem Publikum neben dem Arbeiten, Geldzählen und Rechnen gern unterhielt und dabei dann ab und zu Fehler machte. Wenn natürlich ein solcher Fehler zu meinen Ungunsten gemacht wurde, musste ich den Minusbetrag aus meiner Privatkasse zahlen. Lieber war mir der Nachtdienst, der alle drei bis vier Tage zu leisten war. Der Nachmittag vor dem Nachtdienst, sowie der Tag nach diesem Dienst waren frei. Wir hatten im Nachtdienst etwa bis 1 Uhr zu arbeiten. Da mussten wir die ankommenden Briefe und andere Sendungen verlesen und verteilen, Wertsendungen und Pakete sowie Postanweisungen usw. mussten in die Bücher eingetragen werden. Daneben gingen von Offenburg und Konstanz noch zahlreiche weitergehende Sendungen ein, die auf den anderen Tag für die abgehenden Frühzüge umgearbeitet werden mussten. Kaum hatte man sich müde nach 1 Uhr auf das Dienstbett zur Ruhe niedergelegt, so rief meistens das Telephon von auswärts ärztliche Hilfe. Meistens wurde der damals viel gesuchte Dr. Bigalke gerufen, der fast keine Nacht Ruhe hatte. Kaum hatte man sich wieder zur Ruhe gelegt, so rasselte schon die Chaise dieses unermüdlischen Arztes am Posthaus vorbei. Bigalke hatte sich bald derart aufgerieben, dass er – erst 52jährig – 1901 starb. Selten hat Villingen einen derartigen Leichenzug gesehen, als an jenem Augusttag

1901, als sie den Dr. Bigalke hinausführten in die stille Altstadt meiner Heimat.

In den Nachtdienst brachte mir meine Mutter jeweils ein Deckbett und zwei Kissen, damit ich besser schlafen konnte auf der harten Dienstmatratze. Nach dem Nachdienst war man allerdings abgespannt, besonders in der Sommerzeit und konnte dann, heimgekommen, nicht gut schlafen. Manchmal legte ich mich auch gar nicht zu Bette, sondern arbeitete etwas zuhause. Am Nachmittag ging ich dann gern in die Wälder und Fluren spazieren, um mich wieder zu erfrischen und nahm dabei gern Fuß- und Halbbäder. Oft begleitete mich dabei Freund Blessing oder meine junge Frau. Ich wurde bald so abgehärtet, dass ich selbst im Winter im Freien ein kurzes Fußbad oder Halbbad nehmen konnte, ohne mich zu erkälten. Leider hatte schon damals Marie im Sommer Schmerzen in den Füßen, wenn sie länger gehen musste.

Sobald die Ernte begann, so suchte ich auf meinen Spaziergängen immer etwas zu erhaschen, z. B. Haselnüsse, Beeren, Obst usw. Ich habe manchen Napf voll Himbeeren nach Hause geschafft, wo Marie daraus Gelee machte. . .

Im kältesten Winter oder beim stärksten Schnee hielt mich die Witterung nicht ab von meinen täglichen Wanderungen. Wie oft habe ich doch ein Wild, z. B. Füchse, Hasen und Rehe aufgescheucht auf meinen weiten Waldwanderungen. Einmal erwischte ich einen Riesenmaulwurf, den ich leider tötete. In den Zeiten der Mäuseplage widmete ich mich auch auf den Spaziergängen der Vertilgung dieser Nager. Gar manchen habe ich dabei erlegt.

Selbstverständlich achtete ich als alter Botaniker auf jedes Pflänzchen der lieben Heimat und legte es ein. Wie lieb ist mir, heute die Erinnerung an jene längst verschwundenen Tage unserer jungen Ehe. Leider achtete ich wenig auf die Tierwelt der Heimat, besonders auf die Vögel, trotzdem mein Vater selig mich auf diese immer aufmerksam gemacht hatte. Ich war auf meinen Wanderungen meistens so in Gedanken versunken, dass ich den Gesang der Vögel gar nicht hörte. . .

Zuhause fand ich viel Erholung im Klavierspiel und im Lesen guter Schriften. Daneben band ich meine Bücher selbst ein. Dies hatte ich schon in Vöhrenbach vom alten Postverwalter Heine etwas gelernt. Um das Jahr 1900 trat dann ein Feldwibel aus Ingolstadt als Postanwärter in Villingen in den Postdienst ein. Er hieß Josef Frey, war gelernter Buchbinder und von Freiburg (Breisgau) gebürtig. Ich bekam ihn zur Ausbildung im Postdienst und bildete mich noch vollends im Buchbinden aus. Eine Presse und die Heftlade kaufte ich ihm ab. Ich habe seither hunderte von Büchern eingebunden mit diesem primitiven Handwerksgeschirr.

Im Jahre 1898 kaufte ich mir das Konversationslexikon von Brockhaus, ohne dass es Marie wusste. Als nun die 17 Bände samt Gestell in einer großen Kiste ankamen, gab es ein brummiges Gesicht. Das Werk kostete 180 Mark, ich durfte es in 3 Mark-Monatsraten tilgen. Heute freue ich mich, daß ich dieses Monumentalwerk gekauft habe, es hat mich unsägliche Male unterhalten samt meinen inzwischen großgewordenen Kindern.

In den Sommermonaten mussten wir natürlich auch meinen Schwiegereltern zu Hilfe kommen, die allein waren, da mein Schwager Viktor seit 1895 in der Fremde war und mein Schwager Hermann im Frühjahr 1897 ebenfalls in die Ferne gezogen war. Mein Schwiegervater, der fleißige Marzell, war damals schon derart abgearbeitet, dass ihm die Feldarbeiten ungemein schwer fielen. Nicht viel besser erging es meiner Schwiegermutter. Marzell hatte sich, um von den Fuhrleuten weniger abhängig zu sein, einen Leiterwagen beschafft, mit dem er mit seinen Kühen Heu und Frucht selbst holte. Da musste dann Marie den Laden besorgen und ich half im Felde auch mit, so viel ich gerade Zeit hatte. Das Heu musste am Hause hinaufgezogen werden, was sehr mühsam war. Die Garben hatte Marzell, mangels Raum im eigenen Hause, bei Nachbarn untergebracht, wo er auch drosch. Für unsere Hilfe wurden wir ja reichlich entschädigt, denn die Mutter gab uns Milch, Brot, Mehl usw. fast umsonst.

Wir lebten sehr zurückgezogen, gingen höchst selten ins Wirtshaus. Ab und zu schlossen wir uns an

Sonntagen der Familie Hoß (Postsekretär) oder Linnebach (Leitungsrevisor) an. Marie hatte auch keine Freundinnen, sie war auch damals wie heute sehr in sich gekehrt. Mit den Jahren nahm dies zu, weil sie niemand für aufrichtig hält; eigentlich hat sie nicht unrecht.

Im Essen waren wir gleich einfach, immerhin war beim Mittagessen stets ein leichter Wein auf dem Tisch, hauptsächlich auch wegen der Mutter.

Im Kochen und in der Haushaltung wusste Marie bereits gut Bescheid. Immerhin gab ihr meine Mutter manch gute Winke, die auch sonst den ganzen Tag in der Haushaltung mitarbeitete und sich nützlich zu machen suchte, was auch Marie dankbar anerkannte. Trotzdem gab es ab und zu kleine Missverständnisse, weil eben „Jung und Alt“ dauernd nicht zusammenpasst. Meine Mutter war etwas misstrauisch und wie alle alten Leute neugierig. Kam jemand zu Besuch, so wollte sie alles wissen, was Marie gesprochen hatte. Das war natürlich der jungen Frau unangenehm. Ferner wollte die Mutter die Haushaltung so gemacht wissen, wie sie es gewohnt war, während meine junge Gattin es mit manchen Sachen anders halten wollte. Das gab dann bei der Mutter Verdrießlichkeiten, sie fühlte sich zu Unrecht zurückgesetzt und missverstanden. Zum Glück waren diese Momente nur kurz, da sich beide Mühe gaben, sich zu verstehen. . .

Im Frühjahr 1897 war unterhalb der Stadt, da wo jetzt das Bertoldsdenkmal steht, ein Zirkus, den ich mit Marie besuchte. Dabei hatte sich diese infolge Erkältung auf der feuchten Erde eine Influenza samt einem Unterleibskatarrh – Vaginalkatarrh – zugezogen, den sie mehrere Monate akut, und dann noch jahrelang in chronischer Form hatte. Dr. Hammerstein hatte sie damals behandelt und Spülungen angeordnet. So wurde die Sache verschleppt und erst im Sommer 1898, als Marie guter Hoffnung war, kam sie in die Behandlung des Bezirksarztes Dr. Schatz, der auf Spülungen drang und dadurch auch Besserung erzielte. Immerhin blieb die Sache ein schwacher Punkt im Körper Maries, der immer wieder Neigungen zu Rückfällen zeigte, besonders, wenn sie

kalte Füße bekommt oder auf feuchtem Boden stehen muss.

An Fastnacht 1897 war ich mit Wildesepp und Josef Burkardt im Narrohäs gewesen und hatte mich dabei etwas erkältet, so dass ich einige Tage das Bett hüten musste, was den Postdirektor nicht wenig ärgerte. Dieser wurde wegen völliger Dienstunfähigkeit im Sommer 1897 pensioniert und für ihn kam der Postkassierer Otto Dahringer von Pforzheim als Postdirektor nach Villingen. Dahringer war Junggeselle, brachte aber eine Haushälterin mit, die noch eine Tochter bei sich hatte. Dahringer war ein tüchtiger, fleißiger Chef, der bald Ordnung in das etwas verlotterte Amt brachte. Natürlich passte uns das nicht und er war verhasst. Gegen mich kehrte sich aber bald sein Benehmen in Wohlwollen, er nahm mich 1898 vertretungsweise in die Kanzlei und 1899 für immer in diesen Dienst. Heute blicke ich dankbar auf jenen Chef zurück, der bereits 1902 erkrankte und 1904, erst 54 Jahre alt, pensioniert wurde, Er starb 1911 in Hagnau am Bodensee.

Aus dem Jahre 1896 habe ich noch folgendes nachzutragen; Im Frühjahr 1896 wurde der Postschaffner Rebholz von Klosterwald nach Villingen versetzt. Er war verheiratet, hatte schon große Kinder und wollte in Bälde seine noch in Klosterwald befindliche Familie nachkommen lassen, worauf er sich mächtig freute. Er war ein braver, etwas ängstlicher Mann mit einem guten zuvor. Am 25. März 1896 fertigte ich mit ihm noch die Briefposten für den Mittagszug nach Offenburg ab, die er an den Bahnhof zu verbringen und zu übergeben hatte. Dabei scherzten wir noch und trieben allerhand Allotria. Kaum hatte ich mein Mittagessen eingenommen, so kam ein Bote und erzählte mir atemlos, ich solle sofort an den Bahnhof kommen, der Rebholz liege tot im Postzimmer am Bahnhof, er sei von der Maschine des auf dem ersten Gleis einfahrenden Zugs erfasst und auf den Perron geschleudert worden. Ich war nicht wenig erschüttert, begab mich sofort in den nur wenige Minuten entfernten Bahnhof, wo Rebholz in unserem Zimmer entseelt lag. Er hatte eine klaffende Kopfwunde erhalten, trug Schür-

funken an den Händen; der eine Absatz an seinem Stiefel war weggerissen, die Kleider vom Staub des Bahnsteigs beschmutzt, der Uniformrock zerfetzt, Blut drang dem Toten zum Munde heraus. Das Gesicht war sonst nicht entstellt, der Tote hatte dieselben gutmütigen Gesichtszüge behalten, die er im Leben gehabt hatte. Der Briefträger Auberle hatte mit ihm zusammen Dienst am Zuge gehabt; in seinen Armen hatte er noch einige Atemzüge getan und war lautlos entschlafen. Der Tote wurde dann in das Gutleuthaus gebracht. Am folgenden Tage kam dann seine Frau und ein erwachsener Sohn, der Kaufmann war, um den toten Gatten und Vater abzuholen, um ihn auf dem Friedhof der Heimat einzubetten. Ich hatte die traurige Pflicht, die beiden nach dem Gutleuthaus zu begleiten und war Zeuge des tiefen Weinens und Wehklagens an der Bahre des Verunglückten. . . Wenige Jahre später war ich wiederum Zeuge eines grässlichen Unglücksfalles am Bahnhof Villingen. Ich hatte Spätdienst. Da kam einer unserer Schaffner von der Bahn und sagte, sie hätten soeben einen Hundehändler aus der Waldkircher Gegend überfahren, er liege im Gepäckzimmer. Sofort begab ich mich dahin und sah da einen völlig bei Bewusstsein befindlichen älteren Mann liegen, dem soeben der Bezirksarzt Schatz Notverbände anlegte. Beide Beine waren ihm unter den Knien abgefahren. Sie standen in den Stiefeln drin unter dem Tische, auf dem der Verwundete lag. Dieser hob mehrmals seine Stumpen in die Höhe und frug den Doktor „Ich habe ja keine Füße mehr, macht mir sie doch wieder hin“! Dabei äußerte er keinen Schmerzenslaut, während ihm die gequetschten Stellen der Schenkel und die Fleischfetzen weggeschnitten wurden. Er erzählte ganz ruhig den Vorgang, wonach er noch in den Zug nach Rottweil habe einsteigen wollen, als dieser schon im Anfahren begriffen war. Hierdurch kam er unter die Räder. Man verbrachte den Armen dann in das Heilig-Geist-Spital, wo er von Schatz am folgenden Morgen operiert wurde, aber bald darauf an den Folgen des Blutverlustes und des Opiums starb. . .

Im März 1898 wurde ich in die Telegraphie ver-

setzt, wo es viel zu arbeiten gab und die Nerven durch das ewige Klingeln und Rennen von in einem Apparat zum andern sehr viel Anspruch genommen wurden. Dieser Dienst bekam mir nicht gut, ich hatte viel Herzklopfen. Ich ging daher zum Bezirksarzt Dr. Geyer, der mir bescheinigte, daß ich herzleidend sei und den Dienst nicht vertragen könnte. Aber Dahringer wollte mich unbedingt in der Telegraphie haben, weil er sah, dass ich mir Mühe gab. Da wurde ich zum Glück am 6. April 1898 leicht influenzakrank, wobei mich der Dr. Hammerstein behandelte. Ich war außerdienst bis zum 19. April und inzwischen hatte Dahringer den Kollegen Stengele in die Telegraphie genommen, der ein Jahr aushielt, dann aber mit den Nerven ganz unten war und lange Jahre noch Anfälle hatte. Dahringer erkor mich dann im Sommer 1898 zum Vertreter für den Postsekretär Hoß im Amtszimmerdienst, wo es auch viel und wichtige Sachen zu erledigen gab. Ich versah diesen Dienst dann so sehr zur Zufriedenheit des Chefs, daß er mich 1899 ganz in diesen Dienst einteilte, und den Hoß ständig in die Telegraphie versetzte, als Stengele abgelöst werden musste. Ich war dann im Amtszimmer bis zum Jahre 1912, wo ich nach Konstanz versetzt wurde. Mein Anfang im Amtszimmer war recht schwer, ich musste noch viel lernen und mächtig überarbeiten, aber es ging und bald war Dahringer so sehr mit mir zufrieden, dass er keinen anderen mehr in diesen wichtigen Dienst wollte. Der Beamte des Amtszimmers ist der Vertrauensmann des Chefs, er bearbeitet die Amtsverwaltung, fertigt die Entwürfe zu den Berichten an die Oberpostdirektion und ist gewissermaßen die Seele des Postamts. Er muss Stillschweigen bewahren können, denn es gibt viele Dinge in Personalsachen, die geheim bleiben müssen. Bald hatte auch ich diesen Dienst lieb, denn ich war nun den Nachtdienst, den Schalter, und die Telegraphie ledig und lernte nun die Verwaltung eines Postamts genau kennen, was mir später in Konstanz sehr zu gut kam.

An eine Episode erinnere ich mich noch aus der Kartoffelernte 1898, wo mein Schwiegervater diese Gewächse am Germanswald, Gewinn Rinden-

müllerseinfänge hatte. Wir jungen Eheleute kamen zu unseren Schwiegereltern auf das Feld, um ihnen Kartoffeln auflesen zu helfen. Es hatte damals sehr viele Mäuse. Da erschrak Marie heftig, wegen zwei Feldmäusen, die ihr unter die Beine liefen. Sie fasste mit der einen Hand nach mir, mit der anderen nach ihrer Hüfte, als ob sie abwehren wollte. Gleich nachher sagte sie zu mir, wenn das nur kein Muttermal gibt für unser Kind. Tatsächlich hatte dann unsere Josel einen roten Fleck an der einen Hüfte, der einer Maus glich. Man heißt diese Erscheinung, die von der Medizinern nur zaudernd zugegeben wird, das „Versehen“ der Schwangeren. Man sieht z. B. oft Menschen, die furchtbare Feuermale an ihrem Körper, besonders im Gesicht haben und sagt dies rühre daher, dass ihre Mütter zur Zeit ob einer Feuersbrunst erschrocken seien, als sie mit diesen Kindern guter Hoffnung waren. Nun lese ich soeben in einer Jägerzeitung, dass auch bei den Tieren ähnliche Erscheinungen gemacht worden sind. So sei es vorgekommen, dass die Jungen von geschossenen Rehmüttern, wenn sie aus dem Fruchtsack der toten Mutter genommen wurden, an ihrem Körper an den Stellen rote Flecken zeigten, wo ihre Mutter die Verwundung durch die Kugel empfangen hatte. Ist das nicht eigentümlich? Der Verfasser fordert seine Jägerkollegen auf, nach dieser Richtung hin weitere Feststellungen anzustellen.

Nach leidlich verbrachten schweren Monaten gebar Marie am 8. November 1898 abends 8 Uhr unsere Tochter Josefine Maria Walburga. Die Hebamme Pfaff und ich leisteten der kreißenden Frau Beistand von morgens 5 Uhr bis abends 8 Uhr. Das zur Welt gekommene Kind war ein mageres Mädchen, kaum 5 Pfund schwer, sehr zappelig, das gehörig schrie. Während sich sonst Wöchnerinnen durch reichliches Schlafen rasch erholen, war Marie nach der Entbindung derart erregt, dass sie mehrere Tage lang fast nicht schlafen konnte und sich daher nur ganz langsam erholen konnte. Wir hielten die Tauffeier daher erst nach 3 Wochen, als Marie wieder etwas aufstehen konnte.

Zur Taufe war die Patin Fräulein Anna Riegger, Maries Bäschen, aus Löffingen angekommen und blieb einige Tage bei uns zu Besuch. Schwager Viktor war Pate; da er aber in Konstanz beim Militär war, vertrat ihn mein Vetter, Schlossermeister Hämmerle, der damals mit Crescentia Armbruster verlobt war. Es war ein kühler Herbsttag, als wir die kleine Josel in ihrem Bettlein zur Kirche brachten, wir benutzten eine Droschke. Mein alter Pfarrer, Stadtpfarrer Scherer, taufte das Kind nachmittags nach der Vesper. Ich kann mich des Akts, der in der Sakristei des Villingener Münsters stattfand, noch gut erinnern. Die sinnigen Zeremonien machten Eindruck auf mich. Als die Kleine das Taufwasser über das Haupt bekam, schrie sie auf. Sonst war sie brav. Mit Stadtpfarrer Scherer wechselten wir noch einige Worte und der Akt war herum. Wir fuhren wieder in die Friedrichstraße zu uns und das Taufessen begann. Inzwischen war der Großvater eingetroffen. Die Großmutter musste im Bäckerladen hüten, sie kam erst gegen Abend. Meine Mutter und Marie machten die Honneurs. Es gab einen guten Schmaus und guten Schinken. Wir waren munter bis gegen Abend, wo die Hebamme und Hämmerle verschwanden. Letzterer erhielt noch ein Stück Kuchen für seine Braut. Heute, wo ich dies niederschreibe – 30.6.1924 – ist er bereits über ein Jahr im Grabe. Schließlich verschwanden auch Bäcker Großvater und Großmutter und wir krochen müde ins Nest. Die Hebamme Pfaff erhielt 15 Mark Lohn.

Die Kleine gedieh langsam, aber schrie viel. Sie schlief bei Mama und Großmutter, die beide zusammen ein Zimmer hatten. Wenn ich es nochmals zu tun hätte, würde ich dies nicht mehr machen, denn beide kamen nicht zur Ruhe. Ich lag damals lange allein im Schlafzimmer. An Weihnachten 1898 hatten wir dem Kinde zu Ehren einen Christbaum. Natürlich nahm es keine Notiz davon. Am 23. April 1899 und am 3. August 1899 war Josel in Behandlung bei Dr. Schatz wegen Husten und Durchfall. Schon damals zeigte sich bei ihr eine Neigung zu Luftröhrenkatarrhen, ein Erbstück von mir.

Dr. Johann Nepomuk Häßler (1898 – 1981)

Ein hochgeschätzter und verdienstvoller Heimatforscher

Ute Singer
Hermann Colli

Vor fast 30 Jahren verstarb ein Mann, der sich um seine Heimatstadt Villingen große Verdienste erworben hat: Dr. Johann Nepomuk Häßler. Auch der Geschichts- und Heimatverein Villingen hat dem hochgeschätzten Arzt und verdienstvollen Lokalhistoriker, der zu seinen Gründungsmitgliedern zählt, viel zu verdanken. In zwei Berichten soll hier Dr. Häßlers Leben und Werk gewürdigt werden.

Ein echtes Villinger Kind

Dr. Johann Nepomuk Häßler wurde als echtes Villinger Kind am 9. Oktober 1898 in der Brigachstraße 14 als Sohn des Schreinermeisters Johann Nepomuk Häßler und dessen Ehefrau Anna, geb. Riegger, geboren. Er ging in Villingen zur Schule, ab 1910 besuchte er das neue Realgymnasium am Romäusring. Dort legte er während des Ersten Weltkrieges das Notabitur ab. Anschließend kam er als Soldat an die Westfront in Frankreich. Eine Schussverwundung verletzte ihn so schwer, dass sein rechter Arm amputiert werden sollte. Dies verweigerte er, da er sich sonst seinen Berufswunsch, Arzt zu werden, nicht mehr hätte erfüllen können. Zum Glück heilte seine Verwundung auch ohne diesen Eingriff.

Nach Kriegsende studierte er an der Universität Freiburg Medizin. Am 20. März 1925 ließ er sich als praktischer Arzt in seiner Heimatstadt Villingen nieder. Im selben Jahr, am 2. September 1925, heiratete er die aus Sterkrade stammende Cecilie Spieckermann, die er während des Studiums kennenlernte. Aus der Ehe gingen vier Töchter hervor. Seine Praxis umfasste nicht nur die Stadt und viele Landgemeinden, sondern er übernahm auch zeitweise die ärztliche Betreuung des Waldhotels, der Kassenheime Waldeck und Kirneck sowie des Klosters und Internats „Maria Tann“. Das bedeutete



vollen Einsatz bei Tag und Nacht, häufig auch unter schweren Bedingungen, so vor allem auch im Winter. Besonders in den Krisenzeiten der großen Epidemien der zwanziger- und dreißiger Jahre war er starken Belastungen ausgesetzt. Während des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit war er über Monate der einzige Arzt in Villingen und damit auch für eine Reihe medizinischer Fachgebiete von der kleinen Chirurgie bis zur Geburtshilfe zuständig, die in normalen Zeiten von Fachärzten wahrgenommen wurden.

Dr. Häßler übernahm 1928 zusätzlich als Sanitätsarzt die Führung der Ortsgruppe Villingen des Roten Kreuzes. Jahrelang war er für die Ausbil-

dung und Schulung der Helferinnen und Helfer zuständig. Ab 1933 musste er in dieser Funktion auch Vorträge über Erblehre und Euthanasie halten. Da er dies aber nicht im Sinne des nationalsozialistischen Gedankengutes vorbrachte, sondern die katholische Lehrmeinung vertrat, wurde ihm jeglicher Unterricht strengstens untersagt; er erhielt Redeverbot. Seine Tätigkeit für das Rote Kreuz wurde 1969 mit der Verleihung der silbernen Ehrennadel des DRK gewürdigt.

Dr. Häßler war von Jugend an praktizierender Katholik. Obwohl er aus Rücksicht auf seine Familie Parteimitglied wurde, konnte er nicht gegen seine christliche Überzeugung handeln. Er setzte sich für verfolgte Katholiken, Juden und andere Bedrängte ein. Deshalb galt er bei den Nationalsozialisten als unzuverlässig und wurde genau beobachtet. Man musste ihn aber dulden, da der Ärztemangel in der Stadt zu groß war.

In den schweren Nachkriegsjahren bemühte er sich unter selbstlosem persönlichen Einsatz um eine bessere Versorgung der Villingener Bürger. Als Mitglied der Landesärztekammer setzte er sich bei der französischen Besatzungsmacht für eine ausreichende Ernährung und die Gewährleistung einer guten medizinischen Versorgung für die notleidende Bevölkerung ein.

Ein seltenes Jubiläum konnte Dr. Häßler am 20. März 1975 feiern: Er war an diesem Tag seit 50 Jahren als praktischer Arzt in seiner Heimatstadt Villingen tätig gewesen.

Schon als Student und erst recht nach seiner Niederlassung als Arzt interessierte er sich für die reiche Geschichte seiner Heimatstadt. Seit seiner Jugend sammelte, archivierte und dokumentierte er

Zeugnisse der Lokalgeschichte. Besonders beschäftigte ihn die Familien- und Stammbaumforschung, wozu ihm die Geschichte seiner mütterlichen Ahnen, der Rieggers aus der Herrenmühle, viele Anregungen lieferte.

Mit seinem umfangreichen Wissen und seiner gründlichen Forschung schlug er geistige Brücken aus der Vergangenheit zur selbsterlebten Gegenwart. Er gab damit wertvolle Anregungen zur Villingener Geschichts- und Heimatforschung. Die Ergebnisse dieser mit großer Hingabe und Fleiß betriebenen Studien fanden ihren Niederschlag in zwei Büchern. 1952 brachte er im Selbstverlag die Veröffentlichung „Die Lorettokapelle zu Villingen“ und 1954 „Villingen im Spanischen Erbfolgekrieg“ heraus. Fundierte Vorträge über Ereignisse der Villingener Geschichte rundeten sein Werk ab. Auch beim kulturellen und politischen Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg war Dr. Häßler unermüdlich tätig. So war er Gründungsmitglied der CDU und des Volksbildungswerkes. Ein ganz besonderes Anliegen war für ihn der Aufbau des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Bei der Gründungsversammlung des Vereins am 9. Juni 1966 wurde Dr. Häßler durch Oberbürgermeister Severin Kern mit dem Bundesverdienstkreuz am Band der Bundesrepublik Deutschland für seine Verdienste als Arzt und Heimatforscher ausgezeichnet. Der Verein selbst ehrte ihn bei diesem Anlass mit der Ernennung zu seinem ersten Ehrenmitglied; die Ehrenurkunde übergab ihm sein Arztkollege Dr. August Kroneisen.

Nach einem reicherfüllten Leben starb Dr. Johann Nepomuk Häßler am 27. Februar 1981 im 83. Lebensjahr.

Als aus blauem Himmel Regen fiel

Wie Dr. Johann Nepomuk Häßler die Tallard'sche Belagerung beschrieb.

Selbst die Villingener, die mit der Historie ihrer Heimatstadt nicht so viel am Hut haben, kennen – wenigstens zum Teil – die Geschichte von der Tallard'schen Belagerung und der Lorettokapelle. Das ist vor allem einem Manne zu verdanken, der es als eine echte Aufgabe ansah, das geschichtliche

Erbe der Väter zu sichern und weiterzutragen. Dr. Johann Nepomuk Häßler hat sich als Lokalhistoriker einen Namen gemacht. Der 1981 verstorbene Arzt, den noch viele der heute lebenden Villingener kennen und schätzen gelernt haben, hat in mehreren Publikationen Geschehnisse von einst

der Nachwelt überliefert. Die Loretokapelle mag ihm besonders am Herzen gelegen haben. Die Schrift, die er 1952 über die Tallard'sche Belagerung von 1704 verfasste, ist ein wichtiges Dokument über ein Ereignis, das, wie kaum ein anderes, die Menschen in der Zähringerstadt bewegte und bis in unsere Zeit hinein wirkt. Es gibt Zeugnis von Drangsal, Leid und Not jener Tage, von Opferbereitschaft und Mut der Bevölkerung, von unerschütterlichem Gottvertrauen und Glaubens-treue der Villinger.

Dr. Häßler hat mit dem Büchlein „Die Loretokapelle zu Villingen“ eine Fleißarbeit vorgelegt, die das Geschehen von damals aus verschiedenen Blickwinkeln beleuchtet. Seine Recherchen stützen sich auf unterschiedliche Quellen. Es ist eine mit Herzblut geschriebene lebendige Geschichte für seine Villingener Mitbürger. Und dazu zählt er

nicht nur die „Waschechten“, die seit mindestens drei Generationen mit Brigachwasser getauft wurden, sondern auch die, die hier zugezogen sind. „Alle wollen und müssen auch eine seelische und geistige Heimat finden und in unserer Stadt verwurzeln. Dazu brauchen sie einen mit Traditionen gesättigten Wurzelboden“, schreibt Dr. Häßler im Vorwort seiner rund 40seitigen Broschüre. Und er mahnt seine alten und neuen Landsleute, sich mit Heimatgeschichte, Sitten und Gebräuchen, der Sprache, alten Baudenkmalern und den reichhaltigen Sammlungen vertraut zu machen „um so die Liebe zur Heimat zu vertiefen“.

Aus dem Büchlein, das 1952 aus Anlass der damaligen Renovierung geschrieben wurde und das Dr. Häßler dem amtierenden Münsterpfarrer und Dekan Max Weinmann zu dessen 25jährigen Ortsjubiläum widmete, seien hier einige Auszüge



wiedergegeben, die zeigen, mit wieviel Mühe und Fleiß der Autor an die Sache herangegangen ist. Aber auch, wie sehr die Belagerung von 1704 Bevölkerung und Chronisten beschäftigte.

Dr. Häßler bezeichnet sein Werk als „kleine Studie mit kurzen Auszügen aus zeitgenössischen Berichten, die die seelische Haltung und die Beweggründe beleuchten, welche die Villingener Bürgerschaft veranlassten, eine Lorettokapelle zu bauen“. Baubeschreibung und Erklärungen des kleinen Gotteshauses in der Hammerhalde lassen wir hier beiseite und beschäftigen uns mit der Belagerung der Stadt durch den französischen Grafen Camille de Tallard, Herzog von Hostun, der am 14. Januar 1703 Marschall von Frankreich wurde und sich eineinhalb Jahre später als Belagerer von Villingen an deren Widerstandskraft und Tapferkeit die Zähne ausbiss.

Die etwa 4000 Seelen zählende Bürgerschaft hatte im Spanischen Erbfolgekrieg viel zu leiden. Truppendurchzüge von Freund und Feind, Winterquartiere für Soldaten, Schanzarbeiten, Sach- und Geldlieferungen waren an der Tagesordnung. Von der vorderösterreichischen Landesregierung, die weit vom Schuss war und einen Zweifrontenkrieg gegen Türken und Franzosen führte, war nicht viel zu erwarten.

Villingen war Reichsfestung und unterstand im Kriege einem vom Kaiser ernannten Kommandanten. Das war in diesen Jahren der tapfere und befähigte Obrist Baron von Wilstorf aus Berlin, dessen Energie, Umsicht und Unerschrockenheit, neben der Tapferkeit der Einwohnerschaft, die Erhaltung der Stadt zu verdanken ist. In seinem amtlichen Bericht über die Belagerung 1704 gibt er die Zahl der Verteidiger mit 900 Mann an: „und meine Garnison, welche in 400 Soldaten und 500 Burgern und Bauern bestanden“.

Vor diese kleine vorderösterreichische Stadt rückte nun der französische Marschall Tallard mit einer Armee von rund 30000 Mann. Er schlug sein Lager auf dem Engelhard auf. Es dehnte sich bis hinter Mönchweiler aus. Der Chronist Benedikt Berger schreibt zum Mittwoch, den 16. Juli 1704: „Zu wissen aber, daß gleich bei dem Anmarsch des



Graf de Tallard, Camille, Herzog von Hostun.

Feinds die Sturmglocken gelühten und sowohl die Garnison als Bürger alles ins Gewehr, auch alle Posten wohl besetzt...“ Zum selben Tag, als der Feind schon auf dem Engelhard sein Lager bezog, schreibt er weiter: „Der Herr Stadtpfarrer sammt allen geistlichen Herren, auch Weibsbilder und Kinder sind mit einer Prozession mit Begleitung des hochwürdigen Guts und Benediction um den Wall der Stadt rings herumb, den hl. Rosenkranz mit grosser Andacht und einhellig laut Gott den Allmächtigen gebeten umb sein göttlichen Beistand, und die allerseligste Jungfrau Maria und Mutter Gottes wolle unsere Vorbitterin und Beschützerin sein, von diesem feindlichen Anfall uns zu erhalten.“

Aber die Villingener vertrauten nicht nur auf das Gebet und die Hilfe von oben. „Ohne den unerschütterlichen Abwehrwillen der Bürgerschaft hätte auch Oberst Wilstorf die Stadt nicht halten können“, schreibt Dr. Häßler.

Rat und Bürgerschaft und auch der Kommandant waren sich klar, dass die Lage verzweifelt ernst

war, und nur kurze Zeit Widerstand geleistet werden konnte. Prinz Eugen mit einem Ersatzheer war zwar unterwegs, aber er konnte frühestens in einer Woche erwartet werden. Der Verteidigungswert der Stadt war bei den gänzlich veralteten Befestigungsanlagen gering. Die Zahl der Waffenfähigen 900 Mann. Der Feind, der gesonnen war, um jeden Preis die Stadt zu nehmen, war 30000 Mann stark. Dass der Soldat und Kriegsmann Obrist von Wilstorf nicht verzagte und durch seinen bewundernswerten Mut und Umsicht selbst dem Feinde Achtung abnötigte, ist noch verständlich. Es war sein Beruf und seine Pflicht als Soldat. Aber die Bürger mussten bei einer Belagerung ihr Hab und Gut verlieren. Staunend muss man deshalb nach den Triebkräften suchen, welche die gesamte Bürgerschaft, Männer, Frauen, Kinder bewegten wider alle Vernunft die Stadt zu verteidigen. Es gibt dafür nur eine Erklärung, die auch in den zeitgenössischen Berichten immer wieder zu finden ist, die aber dem heutigen Denken schwer zugänglich ist.

Die Kraftquelle dieses Handelns war der unerschütterliche Glaube der gesamten Bürgerschaft an die fürbittende Hilfe Mariens und an die Verheißungen um das Nägelinskreuz: Bei Errichtung einer Kapelle (Bickenkapelle) für das Nägelinskreuz und bei seiner frommen Verehrung „werde Villingen vor dreyen sehr bösen Üblen erhalten und bewahret bleiben: Nemblich und erstlich, die Statt werde durch deß Feinds Macht nicht überwunden; andertens von dem Giffit der Ketzerey nicht verderbt; drittens auch durch das Feuer nicht eingäschert / und verbrennt werden“.

Für die Villingen bestand überhaupt kein Zweifel daran, dass ihnen Gott auf Grund dieser Verheißung und Fürbitte der Gottesmutter, nach zahlreichen Belagerungen und Kriegsnoten, auch diesmal helfen werde. Und diese Hilfe kam und wurde als ein untrügliches Zeichen verstanden, dass auf Verheißung des Nägelinskreuzes felsenfest gebaut werden kann.

Das zeigt schon ganz eindeutig die Tatsache, wie ernst die ganze Bürgerschaft sich durch das Gelübde zum Bau der Lorettokapelle verpflichtet

fühlte. Denn schon im nächsten Jahre, 1705, wurde mit dem Bau der Kapelle begonnen.

Noch war Krieg. Feindbedrohung und Truppenzüge brachten der Bevölkerung fast untragbare Lasten. In der Stadt selbst waren die zerstörten Stadmauern, der Riettor-Erker (Zwingertor), das Franziskanerkloster, über 200 beschädigte Häuser (etwa ein Drittel aller Häuser) wieder aufzubauen. Außerhalb der Stadt waren die Mühlen abgebrannt, die Felder zerstört, die der Herrschaft der Stadt zugehörigen Ortschaften im Brigachtal und Kirnach waren bis aufs Blut von Freund und Feind ausgesogen und zum Teil zerstört.

Auch Stimmen der Gegenseite kommen in Häßlers Buch zu Wort. So der Marquis de Quinci, der als General-Lieutenant in Tallards Armee an der Villingen Belagerung teilnahm. Er berichtete: „Sobald es Nacht wurde, schoß man mit Feuerkugeln in die Stadt, die hier an verschiedenen Stellen Brände entfachten. Aber die Feinde löschten sie. Am gleichen Tage kam M. de Fomboissard, Oberst der Dragoner, vom Heere der Kurfürsten von Bayern, mit einer Abteilung Dragoner im Lager des Marschall de Tallard an und überbrachte ihm Briefe des Kurfürsten, der ihn bat, seinen Marsch zu beschleunigen.“

Die Dringlichkeit, zum Kurfürsten zu eilen, und gleichzeitig der Umstand, daß sich vor der Bresche eine Wasserlache gebildet hatte und den Laufgräben links überschwemmte, weil ein starker Regen niedergegangen war, so daß man 5 bis 6 Tage brauchte, um diese Schäden zu beheben, diese Gründe, sage ich, führten beim Marschall zu dem Entschluß, sein Unternehmen gegen Villingen aufzugeben.“

Alle Cronisten berichten von dem großen Regen, der die Laufgräben unter Wasser setzte. Dr. Häßler stellt die Frage: „War nun dieser Platzregen, der den Sturmangriff in letzter Minute hinderte, der die Brände in der Stadt löschte, der das so notwendige Wasser für Mensch und Vieh spendete, der die Gräben der Feinde ersäuften und neue feindliche Unternehmungen auf Tage hinaus unmöglich machte, war dieser Platzregen ein Zufall in den Augen der Villingen?“

Der Bericht vom Pfarr-Rektor Riegger in der Pfarrchronik gibt nochmals einen Überblick und die Stimmung der Villingener Bürgerschaft wieder. Darin heißt es u. a.: „Im Jahr 1704 vom 16. bis 22. Juli, dem Feste der hl. Magdalena, hat uns ein anderer Marschall de Tallard belagert und mit einem Heere von 30000 Franzosen umringt, am Haubenloch approachen gegraben, Batterien aufgeworfen und mit 4 halben Cardaunen in die Stadtmauer eine Bresche geschossen und das alte Franziskanerkloster vom Westen her allerdings dabei auch in Schutt und Asche gelegt. Viel tausend Schuß sind gefallen mit halben Cardaunen kugeln; man lieferte davon später noch 740 Stück zu 24 bis 27 Pfund in die Festung Freiburg.

Die Geistlichen waren mit der allerheiligsten Wegzehrung immer auf den Wällen und in den Breschen. Ich hatte Tag und Nacht zu laufen, zu trösten, zu animieren und Andachten zu halten. Wir machten mit dem Allerheiligsten und dem Nägelinskreuz eine geistige Ringmauer um alle vier Wälle.

Alles wehrte sich, alles mußte beichten und kommunizieren. Alles rufte nach der alten Villingener Manier zu Gott und unser Frauen, und diese hat aus blauem Himmel Regen geschickt und die Stadt erhalten.

Während der Belagerung habe ich, der Münsterpfarrer, dem Rat vorgeschlagen, er möge zur Erhaltung der Stadt das Gelübde machen, außerhalb der Mauern eine hl. Loretokapelle zu errichten.

Die Loretokapelle steht inzwischen nicht mehr „draußen vor der Stadt“. Die Stadt ist zu ihr hinausgewachsen. Die Häuser des Wohngebietes Hammerhalde haben sie in die Mitte genommen. Sie erinnert an schlimme Zeiten, welche die Stadt durchgemacht hat. Und an Menschen, die mit großem Gottvertrauen zusammenstanden, als die Not am größten war. Sie ist ein steingewordenes Stück Villingener Geschichte. Sie mahnt uns zum Frieden.

Die Loretokapelle in Villingen heute. Einst vor den Toren der Stadt gebaut, jetzt mitten im Wohngebiet Hammerhalde. Siehe auch Bild auf Seite 43 dieses Heftes.



Ausgrabungen im Quartier Riet- und Färberstraße

Luisa Galioti

Keine sensationellen Funde aber interessante archäologische Erkenntnisse

Beginn der Abrissarbeiten auf dem Gelände des künftigen Müller-Drogeriemarktes, im Bereich Riet-, Färber-, Brunnenstraße, machten sich neun junge Archäologen auf die Suche nach mittelalterlichen Zeugnissen der Stadtgeschichte. Die Maßnahme wurde mit insgesamt 135 000 DM vom Arbeitsamt im Zuge eines Programms für Langzeitarbeitslose gefördert.

Bauherr Erwin Müller finanzierte die Fachkräfte. Das wurde vom Referatsleiter im Landesdenkmalamt Stuttgart, Hartmut Schäfer, lobend hervorgehoben. Bauherrschaft und Denkmalamt teilen sich auch die Sachkosten in Höhe von rund 40 000 Mark. Ein halbes Jahr wurde im Erdreich der Häuser, die später der Baggerschaufel zum Opfer fielen, geschaufelt, geschabt, gekratzt und gesiebt. Unter der Leitung von Luisa Galioti legten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im grellen Scheinwerferlicht Teile der „Unterwelt“ dieses historischen städtischen Wohnbezirks frei. Dabei machten sie zwar keine sensationellen Funde, gewannen aber interessante archäologische Erkenntnisse zur Baugeschichte der Innenstadt.

Darüber berichtet Luisa Galioti jetzt in einem Beitrag der „Archäologischen Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1999“, den uns das Landesdenkmalamt zur Verfügung stellte.

Der Neubau eines großen Ladengeschäftes in der Altstadt von Villingen war der Anlass für Boden- und Bauuntersuchungen, die das Landesdenkmalamt in der Zeit von März bis August 1999 durchgeführt hat.

Die ca. 1500 m² große Baufläche war Bestandteil eines hochmittelalterlichen Stadtquartiers an exponierter Stelle (s. Abb.). Vier der dortigen Häuser

(etwa 500 m²) waren archäologisch relevant. Die archäologische Erforschung dieses Häuserkomplexes war von besonderer Bedeutung, weil in Villingen eine gleichzeitige, kombinierte archäologische Untersuchung zum ersten Mal möglich war. Die somit erzielten Ergebnisse erbrachten neue, wichtige Einblicke in die Quartierstrukturen.

Das Gebäude Rietstraße 5 bestand bis ins 20. Jh. aus zwei steinernen Bauten, die die gesamte Parzellenbreite (etwa 17,5 m) einnahmen.

Die älteste Besiedlung lässt sich nur sehr schwach fassen. An der östlichen Parzellengrenze entlang zogen zwei angrenzende Steinunterlagen, die vermutlich jeweils als Unterbau für ein hölzernes Gebäude dienten. In der zweiten Bauphase (Ende Hoch-/Anfang Spätmittelalter) entstand zunächst das Nachbarhaus im Osten, dann die Rietstraße 5. Das im Lichte 5,7 m × ca. 14,0 m große Steinhaus lehnte sich mit seinen bis zu 1,2 m dicken Außenmauern an das bereits bestehende Gebäude im Osten und nutzte dessen Brandmauer mit. In diese hatte man nachträglich eine Verbindungstür eingebrochen. Das zweiräumige Erdgeschoss des Gebäudes war mit einer rechteckigen, in Stein gefassten Latrine ausgestattet. Gegen die Westmauer des Gebäudes errichtete man ein gewerblich genutztes Gebäude mit Innenmaßen von 5,2 m × ca. 5,7 m. Auffällig war die bis zu 0,3 m dicke Isolierung aus tonigem Lehm unter dem ehemaligen Fußboden und entlang der Fundament-Außenschale. In der dritten Bauphase ersetzte ein Steinhaus das Gewerbegebäude. In seinem 1. Obergeschoss befand sich vermutlich der repräsentative Raum, in der Westmauer öffneten sich zwei unterschiedlich geformte und in verschiedenen Zeiten eingebrochene Nischen. Vermutlich bei der Einrichtung des Gasthauses „Zur Lilie“, das seit 1710 urkundlich belegt ist, verlegte man im Erdge-



schoss des Baus eine Reihe von Buntsandsteinplatten, die wahrscheinlich als Unterlage für eine Wasserleitung dienten, während im Südosten die Küche untergebracht wurde.

Das Gebäude Rietstraße 5 bestand bis ins 20. Jh. aus zwei steinernen Bauten, die die gesamte Parzellenbreite (etwa 17,5 m) einnahmen.

Das im Lichte 6,5/7,0 m × 14,0/16,5 m messende Gebäude Färberstraße 3 war im Erdgeschoss zuletzt in einen Treppeneingang im Nordwesten, einen größeren Vorderraum im Südwesten und in zwei aufeinander folgende Räume im Osten unterteilt.

In der ältesten Zeit der Besiedlung dürfte das Gelände kaum bebaut gewesen sein, es diente als Hofareal für die Nachbarhäuser. Zwei Latrinen, eine davon mit Holzaussteifung, gehörten zu den

ältesten Befunden. Gleichzeitig mit den Latrinen oder etwas später entstand das nördlich benachbarte Steinhaus Färberstraße 1. 1375 erfuhr dieser Bau eine Erweiterung um etwa 2,0 m nach Osten. Annähernd zu gleichen Zeit wurde die Latrine im Südwesten des Hofes vom Nachbarhaus überbaut, die andere von einer Grube geschnitten. Anfang des 15. Jhs. errichtete man über der Grube einen – zumindest im Erdgeschoss – steinernen Bau. Annähernd gleichzeitig fand die Erweiterung der angrenzenden Gebäude nach Osten hin statt. Erst 1475/76 entstand ein Haus, das die Größe des jüngsten Baus erreichte. Auf dem steinernen Erdgeschoss saß eine hölzerne Fassade, eine Tür im 1. Obergeschoss verband die Häuser Färberstraße 1 und 3. 1615/16 wurden die Obergeschosse vollständig neu gebaut. Aus dieser Zeit hatten sich im

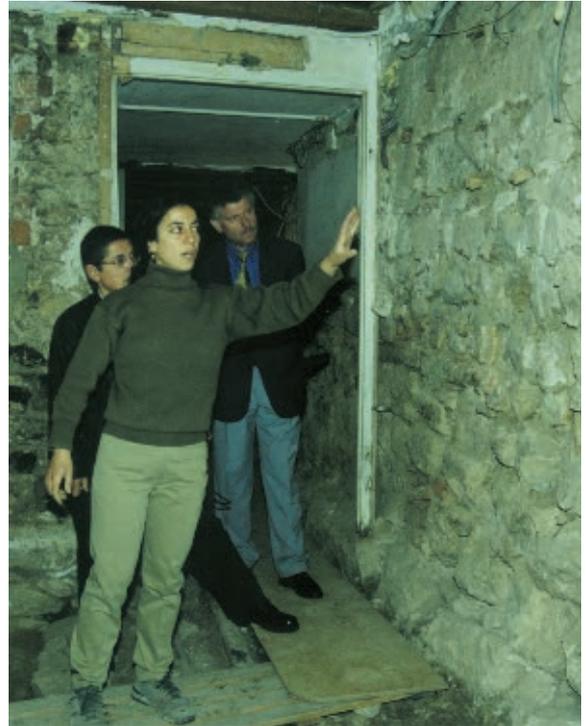
1. Obergeschoss bemerkenswerte Reste der Innenausstattung erhalten. In der zweiten Hälfte des 18. Jhs. beherbergte der Vorderraum des Erdgeschosses eine Schmiedewerkstatt und das 2. sowie 3. Obergeschoss wurden zu Wohnungen mit gehobener Ausstattung umgebaut.

Der 8,8/14,0 m × 13,5/8,0 m große Bau Färberstraße 5 entstammt einer Baumaßnahme aus den Jahren 1815/16, die Fassade im Erdgeschoss und seine Innenaufteilung wurden im Zuge einer neuzeitlichen Umgestaltung komplett ausgetauscht.

Zu den ältesten Perioden gehören verschiedene im rückwärtigen Teil des Baus eingetiefe und sich gegenseitig überschneidende Gruben bzw. Latrinen. Im Spätmittelalter entstand die südliche Brandmauer, zeitgleich könnte auch die bis zur Fundament-Oberkante abgebrochene Südwestmauer errichtet worden sein. Sie war auf einer Länge von 4,6 m sichtbar und in ihrer Flucht befand sich ca. 2,5 m nördlich von ihr eine zweite Mauer. Im Bereich dazwischen fehlten jegliche Hinweise auf eine Trennmauer. Zum Bau des 19. Jhs. gehören die unterschiedlich gerichteten Innenmauern.

Das 3,5/4,5 m × 15,75/16,5 m große Gebäude Färberstraße 9 besitzt in allen Geschossen einen straßenseitigen großen Raum, der durch eine in der Mitte des Baus aufsteigende Treppe vom hofseitigen Zimmer getrennt wird.

Die Bebauung des Grundstücks begann erst nach der Errichtung der Nachbarbauten Färberstraße 7 und 11. Bis dahin diente dieser schmale Bereich zwischen den Bauten möglicherweise als Durchgang nach Osten; an seiner Nordost- bzw. Südgrenze zeichneten sich die Ränder von zwei Latrinen ab, die zu jeweils einem der älteren Bauten gehörten. Im Jahr 1315/16 dürfte der erste Bau, ein Fachwerkhaus, auf dem Grundstück entstanden sein. Gleichzeitig oder bereits vorher brach man in der Brandmauer des südlichen Nachbarhauses im Erdgeschoss eine Tür ein. Am Ende des 14. Jhs. fand die Aufstockung des Holzbaus um ein Geschoss statt, aus dieser Zeit stammen vermutlich auch eine auffällig breite Nische von 3,4 m Ausdehnung im 1. Obergeschoss und eine zweite hochrechteckige im 2. Obergeschoss der jeweili-



Neue Erkenntnisse zur Baugeschichte der Villingener Innenstadt förderten die Grabungsarbeiten im Quartier Riet-, Färber-, Brunnenstraße zu Tage. Die Grabungsleiterin Luisa Galioto berichtete beim Besuch einer Delegation des Gemeinderates über den Fortgang der Arbeiten. Hier im Haus Färberstraße 9.

gen vorderen Räume. Nachdem die Färberstraße 11 aufgestockt und ca. 3,0 m in den Hof hinein vergrößert worden war, erfolgte um 1432 eine hofseitige Erweiterung auch des Hauses Nr. 9, das nun ein Satteldach erhielt. Möglicherweise fand zu diesem Zeitpunkt der Neubau der Fassade sowie die Errichtung einer Innenmauer statt. Auf eine gehobene Ausstattung des neuen Steinhauses deuten eine Fenstersäule im 1. Obergeschoss des Vorderraums sowie Fragmente von Malereien im darüber liegenden Raum. Um 1496 errichtete man erneut einen hofseitigen Anbau und im 18./19. Jh. fand eine Strukturierung des Erdgeschosses statt.

Literaturhinweise:

B. Jenisch, Die Entstehung der Stadt Villingen. Forsch. u. Ber. Arch. Mittelalter Baden-Württemberg 22 (Stuttgart 1999) 11–294;
B. Lohrum, Der mittelalterliche Baubestand als Quelle der städtebaulichen Entwicklung Villingens. In: B. Jenisch a. a. O., 295–363.



Baggerschaufel in Aktion

Der Abbruch der Häuser auf dem Areal des Müller-Drogeriemarktes beschäftigte die Bürger im Jahr 2000 besonders. Zahlreiche Zuschauer verfolgten das Zerstörungswerk der Baggerschaufel mit zwiespältigen Gefühlen. Einerseits betrachtete man mit Wehmut den Eingriff ins vertraute Stadtbild, andererseits wartet man seit vielen Jahren auf den Magneten, der die Innenstadt beleben soll und freut sich über einen Investor, der mit vielen Millionen Mark dafür sorgen will. Eine Stadt, die den Blick nicht vorwärts richtet, ist eine tote Stadt.

Erinnerung, Verantwortung und Zukunft

Wilfried Strohmeier

Die Geschichte der Fremdarbeiter in Villingen

Einem Thema, das in den letzten Jahren heiß diskutiert wurde und immer noch wird, stellt sich auch der Geschichts- und Heimatverein. Bei einem Vortragsabend im Refektorium des Franziskaner, der in Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv durchgeführt wurde, beleuchtete der Kulturwissenschaftler und Historiker Stefan Alexander Aßfalg dieses heikle Thema. Er hat darüber seine Diplomarbeit geschrieben und einen umfassenden Beitrag in dem Buch „Villingen-Schwenningen – Geschichte und Kultur“ veröffentlicht. Das Buch wurde 1999 von der Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlass des Jubiläumsjahres herausgegeben. Die Diplomarbeit ist im Stadtarchiv einzusehen.

„Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ nennt sich die Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft. Sie ist für das Geld zuständig, mit dem die Zwangsarbeiter entschädigt werden sollen. Otto Graf Lambsdorff hat für die Deutsche Regierung die Verhandlungen zur Zwangsarbeiterentschädigung in Washington geführt. Zwangsarbeiter gab es nach Aussagen der Historikerin Annemarie Conradt-Mach und Stefan Alexander Aßfalg in vielen Firmen von Villingen-Schwenningen.

Conradt-Mach, Lehrerin an der Feintechnikschule in Schwenningen, hat sich in verschiedenen Arbeiten intensiv mit Fremdarbeitern und Kriegswirtschaft beschäftigt, unter anderem in dem Aufsatz „Alle meiden und verachteten uns...“, erschienen in dem Buch „1939/1949 – Villingen-Schwenningen.“ Aßfalg hat eine Magisterarbeit über „Die Geschichte der Fremdarbeiter in Villingen während des Zweiten Weltkrieges“ geschrieben. Im Jahr 1943 gab es laut Conradt-Mach in den sechs bedeutendsten Villingen Rüstungsfirmen etwa 20 Prozent Ausländer. Bei der

Schwarzwälder Apparate Bau Anstalt August Schwer Söhne (SABA) mussten diese, wie auch dienstverpflichtete deutsche Mädchen, zwölf Stunden für 55 Pfennige am Tag arbeiten.

Eine Firma, die als kriegswichtig eingestufte Produkte herstellte, war auch die damalige Kienzle Apparate AG, Villingen. Ein Teil der Unterlagen ist nicht mehr auffindbar. Aßfalg zitiert einen Zeitzeugen: „Ich kann also bloß bestätigen, dass man am 19. Abends einen Teil Unterlagen in die Heizung geschafft und sie dort verbrannt hat... Beim Verbrennen ging es um Korrespondenz mit Behörden, mit den Wehrmachtsdienststellen...“ Vor allem für die Luftwaffe war Kienzle Apparate wichtig. Aßfalg: Die Rüstungsindustrie fand in Villingen Präzisionsfabriken kompetente Partner für schwierige Entwicklungen.“ Kienzle Apparate vervierfachte die Zahl der Beschäftigten zwischen 1939 und 1944. Hergestellt wurden Regler für Panzer und die Luftfahrt. Bei Kriegsende waren Druckmesser und Regler für U-Boote in der Entwicklungsphase. Der Betrieb wurde 1940 zum Kriegsmusterbetrieb ernannt. Eher unüblich war die Auszeichnung von Dr. Herbert Kienzle als Wehrwirtschaftsführer, was auch ein politisches Amt war. In Villingen führte der verstorbene Wilhelm Binder senior noch diesen Titel.

Trotz dieser kriegswichtigen Produktion wurden erst von Februar bis April 1945 vermehrt Angriffe auf Villingen geflogen, Schwerpunkt waren das SABA-Werk und Bahnlinien. Gerüchten zufolge haben die Bomber das Kienzlegebäude jedoch nicht gefunden, da es mit Tarnbemalung und Fensterblenden ausgestattet war. Hermann Riedel nennt in seinem Buch „Villingen 1945“ einen englischen Offizier, der zu Kriegsende einer der ersten Alliierten im Kienzle Werk war: „...Er habe aber den Auftrag gehabt das Werk Kienzle Appa-



Kienzle-Apparate AG im Tarnanstrich.

rate zu bombardieren, von oben habe das Werk jedoch wie ein größerer Schuppen ausgesehen.“ Riedel sieht diese Aussage skeptisch, da die Alliierten über gutes Kartenmaterial verfügten.

Jedoch nicht nur die deutschen Firmen beschäftigten Zwangsarbeiter. Riedel führt das Aluminum-Werk an, welches Schweizern gehörte. Dort waren am 21. April 1945 insgesamt 437 Menschen beschäftigt, davon waren 249 sogenannte Fremdarbeiter, darunter 38 französische Kriegsgefangene.

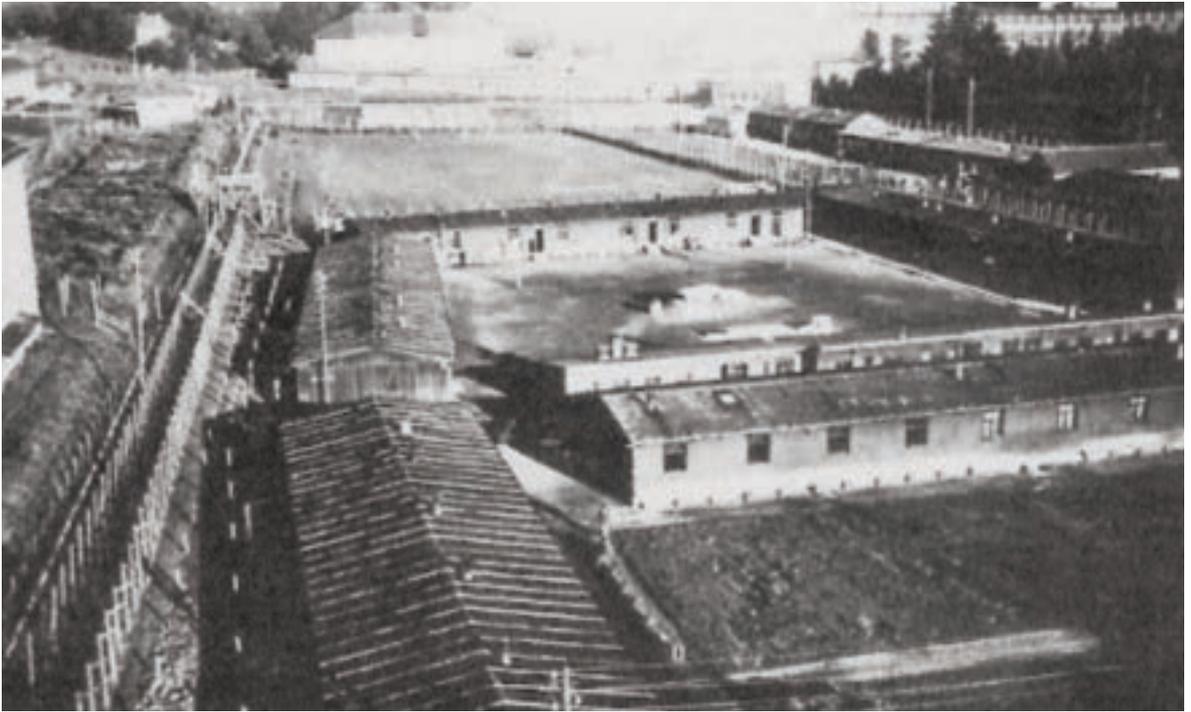
Für die beiden Städte Villingen und Schwenningen werden in den Dokumenten verschiedene Lager für Fremd- und Zwangsarbeiter genannt. Zahlen lassen sich nicht mehr rekonstruieren, da viele Unterlagen bei Kriegsende vernichtet wurden. Eine der wenigen übriggebliebenen, verlässlichen Angaben ist eine Meldung des Arbeitsamtes im Juli 1942 an das Bürgermeisteramt Villingen. Darin sind 485 Fremdarbeiter aufgelistet, mit 226 stellten dabei die Russen den größten Anteil. Die Verwaltung des damaligen Kreises Villingen führt im Jahr 1945, zu Kriegsende, in den Akten für die Stadt Villingen 2384 Kriegsgefangene, Zwangsverschleppte und Arbeiter.

Ein ehemaliger Lageroffizier in Villingen berichtet, dass kurz vor Kriegsende in drei Gruppen russische Gefangene aus dem STALAG V B (Kriegsgefangenenmannschaftsstammlager) zu je 400 Mann an die Schweizer Grenze gebracht wurden,

dies vermerkt auch Hermann Riedel in seinem Buch „Villingen 1945“. Laut Stadtchronik waren es in Schwenningen rund 3000 Zwangsarbeiter.

Untergebracht waren die Zwangsarbeiter unter anderem im STALAG V B, Villingen, welches sich in der Nähe der SABA-Werke befand. Hier waren zu Beginn des Krieges 1000 Kriegsgefangene interniert, zum Ende des Krieges 2000, vor allem Franzosen, Russen und Polen.

Dieses STALAG V B wurde laut Conradt-Mach am 28. März 1940 eröffnet und bis Kriegsende betrieben. Es war eines von drei Lagern im Wehrkreis V. Dieser umfasste ein Gebiet, welches sich südlich des Kaiserstuhls, Villingen, Münsingen und Ulm erstreckte. Conradt-Mach: „Von Villingen aus wurden im Zeitraum September 1941 bis Januar 1945 immer zwischen 20000 und 30000 Kriegsgefangene ‚betreut‘.“ In der Rietheimer Straße gab es ein Lager für Ostarbeiter. In Schwenningen gab es eine Außenstelle des STALAG V B in der Württembergischen Uhrenfabrik. Weiterhin existierten in Schwenningen zwei Lager, eines für Westarbeiter in der Liststraße, eines für Ostarbeiter im Dickenhardt. Verschiedene Firmen hatten die Erlaubnis, eigene Lager zu unterhalten, beispielsweise die nicht mehr existierende Schuhfabrik Johannes Haller. Diese befand sich gegenüber dem City-Rondell, heute Wohnart Welzer. Laut Zeitzeugen waren dort damals 50 bis 60 Menschen untergebracht.



Stalag V B

Eine der ersten Firmen in Villingen, die dem Stiftungsfond der deutschen Wirtschaft zur Entschädigung der Zwangsarbeiter beigetreten war, war die Firma Burger Spritzguss. Gegründet wurde der Fond von Allianz AG, BASF AG, Bayer AG, BMW AG, Commerzbank AG, Daimler Chrysler AG, Degussa-Hüls AG, Deutsche Bank AG, Dresdner Bank AG, Hoechst AG, RAG AG, Robert Bosch GmbH, Siemens AG, VEBA AG, Thyssen-Krupp AG und Volkswagen AG. Weitere Informationen und Erläuterungen, wie auch eine Liste der dem Stiftungsfond beigetretenen Firmen gibt es unter www.stiftungsinitiative.de.

Die Einzahlung in den Wiedergutmachungsfond wurde und wird von den Verantwortlichen der Industrie teilweise sehr kontrovers geführt. Fünf Milliarden Mark Stiftungskapital sind erforderlich. Dieter Teufel, Präsident der Industrie- und Handelskammer Schwarzwald-Baar-Heuberg hatte im März 2000 folgende Ansichten zu diesem Thema: Für ihn war dies zum damaligen Zeitpunkt kein breites Thema des Mittelstandes. In seiner Aussage schwingen Erfahrungen aus der

eigenen Familie mit. Dieter Teufel stammt aus einer Schuhfabrikantenfamilie. Die Maschinen der Firma, selbst die Gebäude erzählt er, waren zu Kriegszeiten beschlagnahmt. Die Eigentümer hätten keinen Einfluss mehr auf die Firma gehabt, es seien Zwangsarbeiter beschäftigt worden. Seiner Überzeugung nach ist es nicht einzusehen, weshalb eine Firma an die Stiftung zahlen sollte, die selbst gelitten habe. Jedoch will er sich nicht falsch verstanden wissen. Teufel ist nicht prinzipiell gegen eine Zahlung an die Stiftungsinitiative. „Wer Verantwortung zu tragen hat, soll sich ihr stellen“, und verweist auf das Verursacherprinzip. Er zeigt sich überzeugt, jede Firma – auch die des Mittelstandes – müsse dieses Kapitel ihrer Vergangenheit erforschen. Die Betroffenen sind nach seiner Meinung jedoch hauptsächlich in der Großindustrie zu finden.

Mittlerweile haben in ganz Deutschland nicht nur Firmen, beispielsweise auch kirchliche Einrichtungen, ihre Archive auf Beschäftigung von Zwangsarbeitern geprüft.

Die städtebauliche Entwicklung am Riettor in Villingen

Eine Chronik bürgerschaftlichen Engagements

Dieter Ehnes

Im Geschichts- und Heimatverein Villingen gibt es einen Arbeitskreis Innenstadt, der sich schon seit vielen Jahren besonders für den Bereich der historischen Innenstadt intensiv mit Fragen der Stadtbild- und Denkmalpflege, des Ensemble-schutzes aber auch mit Problemen zeitbedingter Funktionen und Bedürfnisse und deren behutsamer Einbindung in die gewachsene Substanz befasst und dazu Vorschläge und Initiativen erarbeitet. Dem Arbeitskreis gehören vorwiegend Architekten an, da gerade das Arbeitsfeld des Architekten immer wieder mit diesen Fragen und Problemen zu tun hat. Der Sprecher der Initiative, Hubert Waldkircher, gehört nicht zur planenden Zunft, er garantiert daher um so besser die neutrale, engagierte Zusammenarbeit und Koordination mit dem Verein und der Öffentlichkeit.

Zu den Erfolgen des Arbeitskreises und damit des Geschichts- und Heimatvereins zählen beispielsweise die gesamte Gestaltung des Münsterplatzes einschließlich Brunnenstandort, Bächle-verlauf und Finanzierungsvorbereitung, der Gesamtanlagenschutz in der Innenstadt, die neue und einheitliche Beschilderung der historischen Gebäude in Villingen und das derzeit diskutierte Gestaltungskonzept für die Fußgängerzone in der Niederen Straße, der Bickenstraße und der Oberen Straße. Die Planungsarbeit für die Fußgängerzone erfolgte im Amt für Stadtentwicklung in sehr angenehmer und fruchtbarer Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis.

Mit vielen Spannungen begann dagegen ein weiteres großes Problemfeld: die städtebauliche Entwicklung am Riettor. Über den bisherigen



Um eine bessere Gestaltung des Riettor-Vorplatzes bemühte sich der Geschichts- und Heimatverein 1999/2000 intensiv und konnte Baupläne, die das Gesicht der Stadt von Westen her negativ verändert hätten, frühzeitig stoppen.

Verlauf, den derzeitigen Stand der Planungen und die vom Arbeitskreis verfolgten Ziele soll jetzt berichtet werden.

Vor dem Riettor herrscht eine kontinuierlich gewachsene, städtebauliche Gesamtsituation, diese wird geprägt vom Theater am Ring, der ehemaligen Landeszentralbank, dem sog. Hollerith-Gebäude, der Volksbank, den Ringanlagen und dem Riettor. Alle westlich des Ringes liegenden Gebäude sind Beispiele wichtiger Epochen des 20. Jahrhunderts und bilden mit nahezu gleichen Traufhöhen eine räumliche Einheit. Diese Qualität der räumlichen Zusammenhänge ist wesentlich höher zu bewerten als die Situationen vor den beiden anderen Toren und dem Außenbereich des früheren Niederen Tores.

Dagegen wird schon mindestens zehn Jahre lang über eine überzeugende Neugestaltung der Freiräume diskutiert, Planungen tauchten auf, um dann wieder in den Schubladen zu verschwinden. Der Arbeitskreis Innenstadt des Geschichts- und Heimatvereins hatte sich bisher immer rechtzeitig und wiederholt besonders zur Platzgestaltung unmittelbar vor dem Riettor zu Wort gemeldet, leider vergeblich!

Im Zusammenhang mit der Sanierung des Romäusringes wurde im Eilverfahren und mit wenig Gefühl für die besondere Situation, der „genius loci“, der Platz vor dem Tor verkehrsgerecht gepflastert und fantasielos „möbliert“. Alle in den letzten Jahren durchgeführten Maßnahmen verbesserten zwar die Verkehrsführungen, die optischen Zusammenhänge der Freiräume und Grünanlagen wurden jedoch verschlechtert und historische Bezüge gerade vor dem Tor vernachlässigt. Eine vorgeschaltete Diskussion fand nicht statt, Vorschläge wurden nicht gehört, auf ein sensibles, alle Bereiche integrierendes Gestaltungskonzept wurde verzichtet, vorrangig Tiefbau- und Verkehrsfragen bestimmten die Planungen. Ganz nebenbei muss aus denkmalspflegerischer Sicht erwähnt werden, dass während der Kanalarbeiten im Romäusring eine gewissenhafte Dokumentation der freigelegten und gut sichtbaren Füllmauer nicht erfolgte, dagegen wurden große Mengen gut

erhaltenen Steinmaterialies an unbekanntenen Stellen entsorgt.

Für die meisten Bürger überraschend entstand 1999 eine völlig neue Planungsproblematik am Riettor: Die Landeszentralbank bezog ihren Neubau am Hoptbühl und ein großer Villingener Bau-träger erwarb den Altbau neben dem Theater am Ring. Außerdem bot die Stadt dem Bau-träger die gesamte Grünfläche vor dem Altbau und das angrenzende ehemalige Asylantenheim in der Vöhrenbacher Straße zum Erwerb an.

Ein erster Vorentwurf des Bau-trägers sah neben einer vier bis fünf geschossigen Bebauung entlang der Vöhrenbacher Straße ein siebeneinhalb-geschossiges Turmhaus mit Zeltdach auf der jetzigen Grünfläche vor, man bedenke, ein Gebäude mindestens so hoch wie das Riettor mit gleicher Dachform und dazu noch in dessen unmittelbarer Nachbarschaft!

Der öffentliche Widerspruch war gefordert! Der Verkauf der städtischen Liegenschaften konnte zu diesem Zeitpunkt gerade noch abgeblockt werden, das wichtigste Instrument zur Beeinflussung der Planungen blieb also noch für die Stadt erhalten und die Verwaltung erkannte schnell die Notwendigkeit zu alternativen Planungskonzepten.

Stadt und Bau-träger beauftragten gemeinsam in einem leider sehr fragwürdigen, wenn nicht gar unzulässigen Verfahren drei Architekten mit Vorentwurfsplanungen. Bei den vom Bau-träger vorgegebenen maximalen Nutzungsdaten wurden in allen drei Vorentwürfen teilweise fünfgeschossige Gebäude bis unmittelbar an den Benediktinerring geplant. Gegenüber der Planung des Bau-trägers waren die Alternativen zwar wesentlich qualitäts-voller, aber alle drei litten unter dem Grundübel einer zu hohen Baumassenvorgabe, sie mussten die Grünfläche massiert überbauen und damit das Theater verdecken. Eine konzeptionelle Ausein-ander-setzung mit allen Freiräumen war bei diesen Sachzwängen nicht mehr möglich.

Der Arbeitskreis Innenstadt des Geschichts- und Heimatvereins fand rasch fachkundige Mitstreiter. Er verbündete sich mit Villingener und Schwenninger

Architekten des Planungsbeirates der Architektenkammer. Gemeinsam und bei ständiger Unterstützung des Vorstandes des Geschichts- und Heimatvereins wurde vor Ort und in mehreren Besprechungen ein Papier mit städtebaulichen, funktionellen und architektonischen Kriterien und Vorschlägen erarbeitet, mit denen alle zukünftigen Planungen in diesem Bereich, also auch die drei Vorentwürfe, überprüft werden sollten.

Dieses Papier wurde der Verwaltung und allen Fraktionsvorsitzenden des Gemeinderates übermittelt und im Verlauf einer Podiumsdiskussion im Franziskaner Ende März dieses Jahres der Öffentlichkeit vorgetragen. In dieser Veranstaltung wurden auch die drei Vorentwürfe vorgestellt, an der Diskussion über diese Planungen haben sich die Architekten des Arbeitskreises und des Planungsbeirates bewusst nicht beteiligt, sie verlasen vielmehr einen Antrag an den Gemeinderat mit dem Ziel, einen völligen Neubeginn der Planungen zu erreichen.

Ein besonderer Glücksfall begleitete diese Veranstaltung: Architekturstudentinnen und Architekturstudenten der Universität Stuttgart stellten gerade im Franziskaner ihre Seminararbeiten aus, diese beschäftigten sich mehr zufällig ebenfalls mit dem Bereich Riettor mit den Zielvorgaben, Verbesserung der freiräumlichen Zusammenhänge, Überprüfung auf Möglichkeiten der zusätzlichen Bebaubarkeit, Nutzungsuntersuchungen, Gestaltung der Grünanlagen usw., alles Probleme, über die sich der Arbeitskreis bislang allein theoretisch äußerte.

Die besonders qualitätvolle Seminararbeit von Frau Ralle wurde in den wesentlichen Inhalten zu einer Art Wegweiser bei allen folgenden Beratungen. Dieser Zeitpunkt war gleichzeitig Wendepunkt. Verwaltung und Initiative waren sich bald in den meisten Punkten einig, aber es musste noch gemeinsam der Bauträger überzeugt werden. Nach zwei sehr sachlich, intensiv und offen geführten Besprechungen ist es zu einer gut vertretbaren Gesamtlösung gekommen, die nun in den wesentlichen Inhalten erläutert werden soll.

- Alle Planungen mit großen, massiven, bis zum Romäusring vorgreifenden und den Platz weitgehend überbauenden Baukörpern sind vom Tisch.
- Der Platz vor dem zukünftigen Neubau bleibt im Besitz der Stadt und wird noch größer als der bisherige vor der Landeszentralbank, dieser Platz garantiert auf lange Sicht kommunale Optionen.
- Die Platzerweiterung gelingt, indem die Fassade des Neubaus zurückgesetzt wird bis etwa zur Firstlinie der abzubrechenden Landeszentralbank.
- Das Projekt des Bauträgers ist also begrenzt im Osten bis etwa zur Mitte der Landeszentralbank, im Süden bis zum Durchgang zum Parkhaus (entlang dem Bühnenhaus des Theaters), im Westen bis zum Haus Flöss (Vöhrenbacher Str. 7) und im Norden bis zur Vöhrenbacher Straße.
- Die Bauhöhe ist begrenzt auf vier Vollgeschosse und ein zurückgesetztes Dachgeschoss (Gesamthöhe der Vollgeschosse ca. 12,0 m entsprechend den vorhandenen Nachbargebäuden).
- Im Erdgeschoss sind möglichst attraktive Angebote gehobenen Standards zu realisieren, ein Supermarkt muss ausgeschlossen werden.
- Für die Fassadengestaltung wird einer der Architekten der drei Vorentwürfe beratend beauftragt.
- Die Fußwegverbindung vom Platz zum Parkhaus zwischen Theater und Neubau muss entsprechend seiner Bedeutung gestaltet werden.
- Zurück zum Platz: Dieser soll sich auf lange Sicht zum Theaterplatz entwickeln, der Gemeinderat wurde bereits mit entsprechenden Planungsvorbereitungen befasst, zu denen natürlich auch eine übergreifende Gesamtkonzeption bis zur Volksbank und bis zum Riettor gehören muss.
- Zeitlich parallel werden seitens der Verwaltung Konzepte für funktionelle Änderungen und Programm-Erweiterungen des Theaters erarbeitet mit dem Ziel, Platz und Theater zu verknüpfen. Hierin wird auch eine wesentliche inhaltliche und zielplanerische Aufgabe für den neuen Kulturamtsleiter gesehen.

Wenn diese Punkte alle so gehalten werden können, dann ist das schon ein recht erfolgreiches Ergebnis. Es wird keine privatwirtschaftliche Aktivität verhindert sondern eine städtebauliche Situation deutlich verbessert. Um es nochmals zu betonen, ab dem klimatischen Wendepunkt entwickelte sich eine sehr sachliche Gesprächsatmosphäre, diese ermuntert den Geschichts- und Heimatverein mit seinem Arbeitskreis und die Architekten des Planungsbeirates zur weiteren

nach deren Abbruch erhalten und gesichert werden? Das Kunstwerk von Paulamaria Walter mit dem Titel „Das Gleichnis vom anvertrauten Geld“ gehört zu den bedeutenden Villingener Zeugnissen der Zeit unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg. Bernhard Fabry hat das große, mehrteilige Relief in seinem Buch „Neue Kunst in alter Stadt, Skulptur und Architektur seit 1945 in Villingen-Schwenningen“ eingehend gewürdigt.



„Das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden“ hat die Bildhauerin Paulamaria Walter das Kunstwerk genannt, das das Gebäude der ehemaligen Landeszentralbank in der



Vöhrenbacher Straße 3 schmückt. Für den Erhalt des Reliefs bei der Neugestaltung des Riettor-Vorplatzes setzt sich der GHV mit Nachdruck ein.

ehrenamtlichen Mitarbeit bei hinlänglich bekannten Themen wie Ausgestaltung der Fußgängerzone, Verkehrsführung im Ring einschließlich Busverkehr und Entwicklung eines Verkehrsleitsystemes. Hinzuweisen ist noch auf ein bislang ungeklärtes Problem: Wie kann das hervorragende Wandrelief im Eingangsbereich der alten Landeszentralbank

Der Arbeitskreis im Geschichts- und Heimatverein wird sich mit allem Nachdruck für die vollständige Erhaltung und Wiederverwendung des Reliefs an geeigneter und gleichwertiger Stelle einsetzen, die rechtliche Sicherung muss deshalb noch vor Erteilung der Abbruch- und Baugenehmigungen erfolgen.

Diesen Bericht stellte uns unser langjähriges Mitglied und engagierter Mitarbeiter bei den Jahreshften, Walter K.F. Haas, 1999 zur Verfügung. Er ist inzwischen verstorben. Wir veröffentlichen seinen Beitrag in dankbarer Erinnerung an ihn.

Ursprünglich erfolgte die Briefbeförderung durch reisende Kaufleute, Fuhrleute, Schiffer, Metzger, Mönche, Pilger usw.

Die zwischen 1504 und 1516 durch Franz von Taxis zur Beförderung der Staatskorrespondenz zwischen Brüssel und Wien eingerichtete Postverbindung wurde 1516 für jedermann zur Benutzung freigegeben.

Vor ca. 300 Jahren kam einmal wöchentlich ein Postreiter nach Villingen, auf seinem Weg von Schaffhausen nach Hornberg und zurück. Dieser Postritt wurde 1755 auf zwei Ritte wöchentlich erhöht und bis Offenburg ausgedehnt.

Im Jahre 1738 kaufte der Sonnenwirt Franciscus Borgias Cammerer (1710-1783) von Jodocus Seer das angrenzende Gasthaus zum „Schwert“ und vereinigte es mit der „Sonne“. Im Jahre 1755 erhielt Villingen die Posthaltereier von Thurn & Taxis. Sie wurde untergebracht im Gasthaus „Sonne“ (heute Sadtkämmerei, Obere Straße 4).

Franciscus Borgias Cammerer nannte sich nun „Sonnenwirt und Posthalter“. Die „Sonne“ war nun das erste Gasthaus am Platze, das verwöhntesten Ansprüchen gerecht wurde.

F.B. Cammerer kaufte 1764 für seinen Schwiegersohn Franz Josef Dold von Rohrbach das Gasthaus zur „Blume“. Deshalb hat sich später der Postbetrieb auf die „Blume“ verlagert.

Als Haltestelle der Postkutsche war die „Sonne“ Vorläufer von Postamt und Bahnhof. Da in der „Sonne“ drei Betriebe vereinigt waren, nämlich



Gasthaus mit 30 Fremdenzimmern, eigene Landwirtschaft mit 80 bad. Morgen und Postamt mit 40 Pferdeeinstellplätzen, kann man sagen, dass es sich vor etwa 200 Jahren um das größte Unternehmen in der Stadt gehandelt hat.

Drei weitere Generationen der Sippe Cammerer, nämlich:

Cammerer, Johann Karl Martin *1754,

Cammerer, Franz Johann Nepomuk *1781,

Cammerer, Johann Martin *1812

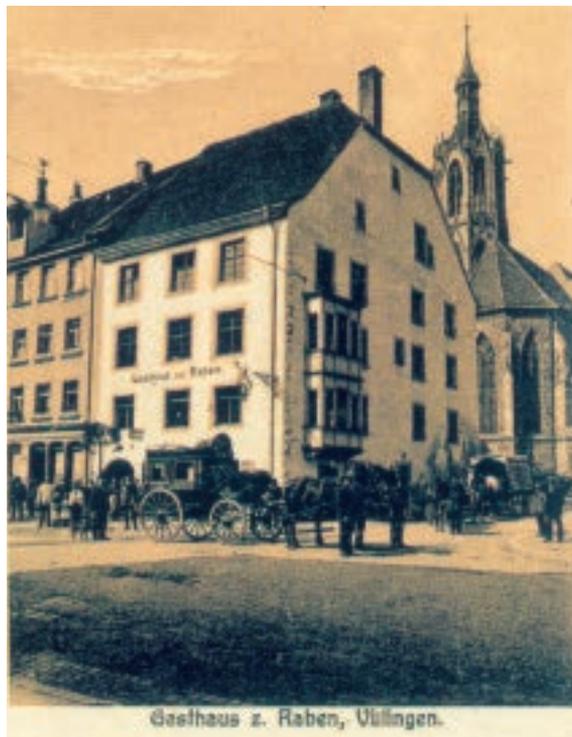
nannten sich „Posthalter und Sonnenwirt“.

Am 5. Januar 1760 lief der erste Postwagen auf der Strecke Straßburg – München durch Villingen. Einmal in der Woche fährt die 6-spännige Diligence (Eilwagen) in jeder Richtung. Das heute noch vorhandene Türmchen auf dem Anwesen

Obere Straße 4 (früher „Sonne“ war damals eine Beobachtungsstation.) Von dort oben aus konnten die nahenden Postkutschen schon von weitem ausgemacht werden. Sodann wurden die unten in der Gastwirtschaft wartenden Reisenden verständigt, die sich nun reisefertig machen konnten.

Als Villingen 1806 zum neu gegründeten Großherzogtum Baden kommt, besteht die Posthalterei von Thurn & Taxis zunächst weiter. 1811 erfolgte der Übergang in die neue großherzoglich badische Post. Sonnenwirt F. J. N. Cammerer erhielt von der bad. Postverwaltung einen Dienstkontrakt als großherzoglicher Postverwalter. 1819 verkehrte der Straßburger Eilwagen zweimal wöchentlich, ab 1821 fünfmal und ab 1. Mai 1837 täglich. Als 1835 die Straße von St. Georgen über Sommerau fertiggestellt war, wurden auch St. Georgen und Triberg an die Postlinie angeschlossen. Außerdem wurde 1840 ein Eilwagenkurs zwischen Villingen und Waldkirch eingerichtet. 1845 verkauft Martin Cammerer die „Sonne“. Der aus Zell a. H. stammende Albert Feger wurde neuer Sonnenwirt und Postverwalter. Feger wanderte 1851 aus in die USA. Niemand war jedoch bereit, neben der Gast- und Landwirtschaft auch den Postdienst zu übernehmen. So wurde die Postverwaltung geteilt in eine Postexpedition unter Leitung des aus Karlsruhe stammenden von Davans und eine Poststallmeisterei, die auf den Gasthof „Blume“ am Marktplatz übergang. Blumenwirt Baptist Dold wurde nun neuer Poststallmeister.

Der Postexpedition Villingen waren 1859 zwanzig Ortschaften angeschlossen. Es wurde angeordnet, dass in diesen Ortschaften als kleinste postalische Einrichtung jeweils ein hölzerner Briefkasten aufzustellen sei. Anlässlich der Entleerung wurde die eingeworfene Post vom Landpostboten entwertet. Briefmarken gab es in Baden seit dem 1. Mai 1851. Mit dem Anschluss von Villingen an die Bahnlinien Singen-Villingen und Rottweil-Villingen im Jahre 1869 erfolgte eine Zusammenlegung der Bahn- und Postverwaltung. Ab 1870 befinden sich Bahn- und Postdiensträume vorübergehend im Bahnhofgebäude, der späteren Expressgut-



Postkutsche um 1910 vor dem Gasthaus zum „Raben“.

halle. Als 1872 die großherzoglich badische Post in die kaiserliche Reichspost eingegliedert wird, erhält Villingen ein kaiserliches Postamt. Die Zusammenlegung mit der Bahn wurde aufgehoben. Ab 1875 ist das Kaiserliche Postamt in der Niederen Straße im Haus der Familie Beha (heute Niedere Straße 24) untergebracht.

Im Jahre 1884 befand sich das Post- und Telegraphenbüro des Kaiserlichen Postamts Villingen in der Niederen Straße 388 (heute Niedere Straße Nr. 24).

Personal: Ludwig Rieger, Postdirektor; Ottmar Schönle, Postsekretär; Anton Fürst, Oberpostassistent; Ignaz Singele, Postassistent; Karl Weißhaar, Postgehilfe; Ernst Ebert, Postgehilfe; Josef Riedel, Briefträger; Leo Vischer, Briefträger; 1 Hilfsbriefträger, 4 Landbriefträger und 3 Bürodienner.

In der Stadt gab es drei Postbriefkästen:

damals: Niedere Straße 388 (Post) – *heute:* Niedere Straße 24.

damals: Marktplatz 427 – *heute:* Ecke Niedere Straße und Rietstraße (Sparkassen-Zweigstelle)

damals: Rietstraße 47 – *heute:* Rietstraße 18 (Schuh-Kammerer).

Sogenannte Postagenturen, wie eine in der Goethestraße eingerichtet wurde nach Auflösung des Zweigpostamtes, sind nichts Neues. Die gab es schon 1884.

Die amtliche Verkaufsstelle für Postwertzeichen befand sich 1884 bei Kaufmann Karl Butta, Marktplatz 185 (heute Drogerie Butta, Bickenstraße 1). „Alles schon dagewesen“ pflegte Rabbi Ben Akiba zu sagen...

Am 1. Juni 1886 bezieht die Post als Mieter das

Gebäude Kaiserring 3. Das von Zimmermeister Konstanzer erstellte Gebäude kaufte die Reichspost im Mai 1900. 1903 erstmals Umbau wegen des aufkommenden Fernsprechwesens. 1927 erneuter Umbau.

Trotz des Ankaufs der Häuser Brigachstraße 2 und 3 wurde die räumliche Enge immer prekärer. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten viele Dienststellen wegen Raumnot ausgelagert werden. Mit dem Bezug des Neubaus in der Bahnhofstraße 6 am 3.11.1967 begann ein neuer Abschnitt der alten Postgeschichte.

Locker, aber immer herzlich

Villinger und St. Georgener Geschichtsfreunde pflegen freundschaftliche Kontakte

Als der Geschichts- und Heimatverein Villingen im vergangenen Jahr seinen 30. Geburtstag feierte, stand in der Schar der Gratulanten auch der Verein für Heimatgeschichte St. Georgen. Der Vorsitzende Willi Meder und sein Vize, Heinrich Bauknecht, brachten ihre Glückwünsche auf besonders originelle Art an. Der »Vereinspoet« Heiner Bauknecht hatte gute Wünsche und Mahnungen, das Erbe der Väter lebendig zu halten, in wohlgesetzte Verse verpackt und erntete damit großen Applaus der Festgemeinde.

Im Villinger Jubiläumsjahr kam – intensiver als in den Jahren zuvor – die Verbundenheit der beiden Vereine zum Ausdruck. Grund dafür war sicher auch die geglückte Renovierung der Benediktinerkirche. St. Georg und die Benediktiner haben in beiden Städten bekanntlich eine besondere Rolle gespielt. Als es den Söhnen des heiligen Benedikt vom Kloster St. Georg „droben auf dem Wald“, im wahrsten Sinne des Wortes, „zu heiß“ wurde, fanden sie hinter den Mauern der Zähringerstadt ein neues Zuhause. Die Geschichte an diese Zeit wird in beiden Orten lebendig gehalten.

Als 1972 geschichtsbewusste Menschen in der Bergstadt daran gingen, sich zu einem Verein zusammenzuschließen, standen die Villinger Pate. Der Getti war ja immerhin schon drei Jahre alt und konnte erste Erfahrungen an den Verein für Heimatgeschichte St. Georgen weitergeben. Die „Sandergemer“ schätzten diese Handreichungen bei den ersten Gehversuchen und man erinnert sich dankbar an den anfänglich gemeinsamen Weg. Schon ein Jahr später stellte sich der Neuling auf eigene Füße, wuchs zu einem gesunden und tatkräftigen Geschichtsverein heran.

Die Kontakte lockerten sich in den Folgejahren, was die Häufigkeit gemeinsamer Aktionen betraf, zwar etwas, blieben aber immer vertrauensvoll

und herzlich. Als vor drei Jahren die Villinger ihrem einstigen Patenkind zu dessen 25. Geburtstag in St. Georgen ihre Aufwartung machten, beschloss man, wieder etwas enger zusammenzurücken. Das hat auch funktioniert. Im vergangenen Jahr brachte St. Georg die beiden Vereine wieder näher zusammen. Das zeigte sich nicht nur bei der schon erwähnten Geburtstagsfeier im Münsterzentrum. Als die Villinger Bürger, in deren Reihen der Geschichts- und Heimatverein eine treibende Kraft war, ankündigten, die Benediktinerkirche wieder in altem Glanz entstehen zu lassen, löste das in St. Georgen Freude und Anerkennung aus. Schon bei den Renovierungsarbeiten schauten Mitglieder des Vereins für Heimatgeschichte in der ehemaligen Stifskirche St. Georg herein. Noch heute schwärmen sie vom Besuch in dem barocken Gotteshaus, als sie dann zwei Jahre später das vollendete Werk bewundern konnten. So begeistert sie von der gelungenen Renovation waren, so begeistert erzählen sie von der sachkundigen und humorvollen Führung durch Dekan Kurt Müller durch die Benediktinerkirche.

Doch zurück zur Feier des 30jährigen Bestehens des Villinger Geschichts- und Heimatvereins. Das Geburtstagsgedicht von Heinrich Bauknecht, dessen Talent in Muttersprach-Kreisen in der ganzen Region bekannt ist, wollen wir unseren Lesern nicht vorenthalten (siehe nebenstehende Seite). Er versteht's aber auch, in gutem Schriftdeutsch zu sagen, was einem geschichts- und traditionsbewussten Schwarzwälder auf den Nägeln brennt.

30 Jahre Geschichts- und Heimatverein Villingen

von Heinrich Bauknecht

*30 Jahr' Vereinsgeschichte –
lang, wenn man der Arbeit denkt.
Gegen 1.000 Jahre Marktrecht
klingt es aber wie geschenkt.
Doch was gab uns Einstein vor?
Zeit – ein Relativfaktor.*

*Bleiben wir bei 30 Jahren
die bis heute hier passiert.
Was hat man da doch erfahren,
angeleiert, ausprobiert
und nicht immer war wohl klar
ob das Tun erfolgreich war.*

*Erstes Ziel ist es, vom Alten
wie es heute noch besteht
möglichst vieles zu erhalten
eh es völlig untergeht.*

*Heut' regiert ja meist die Eile:
Abbruch, Betonfertigteile
wichtig: Rentabilität –
bessere Lebensqualität?
Mancher Neubau – eine Schande,
doch dies Thema nur am Rande.*

*Eine Sorge vieler Alten
ist's, die Mundart zu erhalten.
Wird sie Kindern noch gelehrt?
Eben nicht! Das ist verkehrt.*

*Klingt sie nicht mehr in den Ohren
geht Identität verloren:
„Internet – cool Mensch, echt geil.
Mundart – wow – wie heißt das Teil?“*

*Ich will nur noch eines sagen:
Jammern hilft nicht, auch kein Klagen.
Aufgerufen sind wir alle
stets, in jedem Einzelfalle
für Historisches zu kämpfen,
falschen Fortschrittswahn zu dämpfen.*

*Der Versuch lohnt unbedingt,
hoffen wir, dass es gelingt.
Wie hieß es mal irgendwo?
Auf ein Neues – weiter so!*

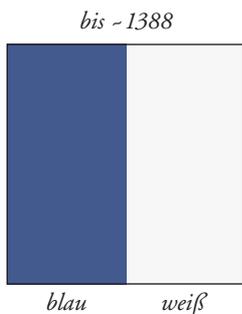
Die Stadtfarben der Stadt Villingen in Wappen und Fahnen

Karl Haas, Stefan Rösch

Mal ehrlich, kennen Sie die Farben der Stadt Villingen? „Blau – weiß“ oder „weiß – blau“?

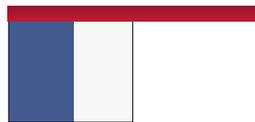
So kleinlich und zweitrangig die Frage für den geschichtlich Desinteressierten sein mag, was gerade während der Tausendjahrfeierlichkeiten bei einigen „Offiziellen“ der Stadt festzustellen war, um so mehr dürfte sie für den von Interesse sein, der Geschichte ernst nimmt und die Symbole achtet. Vorab: Vom Prinzip her ist „blau – weiß“ ebenso richtig wie „weiß – blau“.

Spricht man aber von den heutigen Stadtfarben Villingens, so ist „weiß – blau“ richtig. Folgende Ausführungen sollen diesen Umstand näher erläutern, da er in der bisherigen Geschichtsschreibung weder eine besondere Erwähnung, noch eine Erklärung erfährt.



Die ursprünglichen Stadtfarben sind „blau – weiß“. Sie sind uns überliefert im quadratischen Fahnenstück, blau – weiß gespalten mit rotem Schwenkel (s. Abb. unten) Die Villingener hatten dieses Banner angeblich in der Näfelsler Schlacht von 1388 lassen

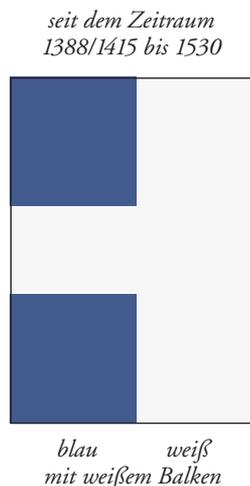
müssen, das fortan als Beutestück in der Kirche von Glarus hing. 1616 wurde die verschlissene Beutefahne getreulich kopiert. Die Farben „blau – weiß“ sind die Farben des Hauses Urach-Fürstenberg, zu dem Villingen als „ewiges Reichslehen“ im Jahre 1283 kam.



Die erste Umgestaltung:

Zwischen 1388 und 1415 wurde den Stadtfarben „blau–weiß“ ein weißer Balken im blauen Feld hinzugefügt. Dies geschah wohl, um sich vom Umland zu unterscheiden, also den Städten, die ebenfalls „blau–weiß“ als Stadtfarben führten. Hüfingen beispielsweise, besitzt diese Stadtfarben heute noch. Belege für diese Form sind u. a.:

- die Wappentafel mit der Jahreszahl 1415 aus den städt. Sammlungen, die sich als Kopie (um



1800) erhalten hat. (siehe Abb. unten)

- im Zunftsigel der Schmiedezunft von 1645
- Allianzwappen von 1471 (Haus Färberstraße 44)
- Wappen am Erker der Stadtkasse (Haus Obere Straße 4)
- Chorgestühl der Vetternsammlung von ~1472

Falsche Darstellungen dieser Stadtfarben,

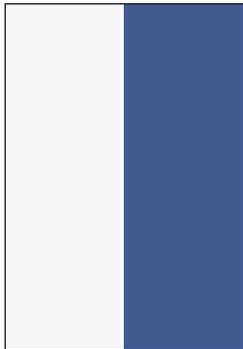
wie sie u. a. das Wappen des Romäusbildes am Romäusturm zeigt, machen deutlich, daß die Thematik der Stadtfarben bisher wenig beachtet wurde und einer Aufklärung bedarf.



Die zweite Umgestaltung:

Der Wechsel von „blau – weiß“ in „weiß – blau“. Junker Jakob Betz, der wiederholt Bürgermeister und Schultheiß von Villingen war, verlangte 1530 in Augsburg von König Ferdinand I die Verbesserung des Stadtwappens, als Anerkennung für den Widerstand der Stadt im Bauernkrieg und für das Festhalten am alten Glauben während der Reformation.

seit 1530



weiß

blau

Am 10. 8. 1530 erhielt Villingen sein neues Stadtwappen (siehe Abb. rechts).

Doch was war geschehen?

Ohne einen Hinweis hatte sich der Wechsel der Stadtfarben von „blau – weiß“ in „weiß – blau“ vollzogen. Warum fand der Wechsel statt?

Hatte Junker Betz in seinem Eifer die Stadtfarben verwechselt oder ist die Verwechslung auf den Künstler des Wappenbriefs von 1530 zurückzuführen? Die Villingen Ge-

schichtsschreibung schweigt. Auffallend ist, dass ab 1530 die Villingen Stadtfarben mit „weiß – blau“ dargestellt werden. Anstelle von „weiß“ wurde entsprechend der heraldischen Regeln auch „silbern“ verwendet!

Wichtig für die Nachwelt:

Villingens Stadtfarben sind „weiß – blau“.

Das Logo der Verwaltungsgemeinschaft VS in den Farben „rot – grün“ darf in Zukunft nie mit den Stadtfarben gleichgesetzt werden.



Die höhere Töcherschule St. Ursula

Dr. Josef Oswald

Vor 60 Jahren befahlen die Nazis die Schließung

Ein Ereignis, das sich wie kaum ein anderes in die Geschichte der Klosterschulen St. Ursula einprägte, geschah vor 60 Jahren. Damals versuchten die braunen Machthaber die in der Bevölkerung hoch geschätzte kirchliche Lehranstalt durch Verbot auszulöschen. Diesen Vorgang rückte die Schulleitung im November 2000 in den Blickpunkt. Die Situation im Jahre 1940 beschreibt Schulleiter Dr. Josef Oswald in einem Bericht, der im Schulbrief 1/2000 erschienen ist. Die Sorgen und Probleme der Privatschulen, besonders die in kirchlicher Trägerschaft, im Dritten Reich, hat Dr. Oswald in einer größeren Abhandlung unter dem Titel „Ende und Neubeginn“ bereits im Katalog zur Ausstellung „Ein Haus mit Villingen Geschichte“ beschrieben. Der Geschichts- und Heimatverein war Mitveranstalter der Ausstellung und Mitherausgeber des vielbeachteten Katalogs. Auch die Ausstellung „Kreuz unterm Hakenkreuz – ein Querschnitt durch die antikirchlichen Karikaturen aus der Zeit des Nationalsozialismus“ fand die volle Unterstützung des Vereins. Der Vorsitzende Günter Rath: „Die 40er Jahre waren ein dunkles Kapitel unserer Geschichte, dem wir uns stellen müssen. Daher begrüßen wir das Projekt der St. Ursula-Schulen und freuen uns, dass junge Menschen sich solcher Themen annehmen.“ Aus dem oben erwähnten Oswald-Bericht im Schulbrief veröffentlichten wir einige Passagen, welche die Existenz bedrohende Situation vor 60 Jahren eindrucksvoll beschreiben.

Damals, zu Ostern 1940, musste das „private Lehr- und Erziehungsinstitut St. Ursula“ auf Befehl der Nazis schließen. Ein entsprechender Erlass des Ministers des Kultus und Unterrichts war schon am 11. Dezember 1939 den Schwestern aus Karlsruhe zugegangen. Der Freiburger Erzbischof

Gröber erhob in Berlin Einspruch gegen diese Verfügung und versuchte sogar, Generalfeldmarschall Göring zu Gunsten der kirchlichen Schulen einzusetzen. Auch die damalige Superiorin M. Antonia Hörner beklagte in einem Brief an das Ministerium in Karlsruhe die Härte der Maßnahmen und ersuchte die Behörde, falls die volle Zurücknahme der Verfügung nicht erfolgen könne, wenigstens die zweiten und dritten Klassen zu Ende führen zu dürfen. Aber alle Eingaben nutzten nichts. Frau Superiorin erhielt als Antwort vom Kultusministerium am 22. Januar 1940 nur einen einzigen Satz: „Dem gestellten Antrag kann nicht entsprochen werden.“ In einem sehr persönlichen Brief an die Schwestern betonte der Erzbischof seine tiefe Betroffenheit, sprach den Dank von Eltern und Kirche für geleistete Erziehungsarbeit aus und suchte schließlich in der Theologie des Kreuzes Trost für sich und die betroffenen Ordensleute:

Freitag, 12. März 1940 – Aufhebung der höheren Töcherschule St. Ursula in Villingen betr. – Es steht eine schwere Stunde bevor. Die Entscheidung ist nun gefallen, daß die klösterlichen Privatschulen auch im Lande Baden aufzuhören haben. Ich habe mir alle Mühe gegeben, um dieses unverdiente Schicksal zu verhindern, das keineswegs in Einklang steht mit dem Artikel 25 des Deutschen Konkordats. Meine Bemühungen mittelbarer und unmittelbarer Art waren vergebens. Ich nehme an diesem bitteren Los einer altehrwürdigen und hochverdienten Schule herzinnigen Anteil. Ich weiß, daß gerade die Klosterfrauen in Villingen ihre Pflicht als Lehrerinnen sowohl dem Volk und Staat als auch den Eltern und Schülerinnen gegenüber auf das Gewissenhafteste erfüllten. Ich weiß, daß die nunmehr aufgehobene Schule nicht das Geringste sich zu Schulden kommen ließ, das einen Widerspruch zur Treue auch der jetzi-

gen Staatsform gegenüber bedeutet. Ich weiß, wie viele Opfer das Lehrinstitut im Verlauf der Kriegsmomente schon hat bringen müssen. Ich weiß es endlich auch, daß mit der Aufhebung der Töchterschule schwere Sorgen für den Weiterbestand der klösterlichen Gemeinschaft sich ergeben. Ich weiß es, wie bitter es für einen deutschen Menschen ist, in fernen Landen einen sehr unvollkommenen Ersatz zu suchen für das, was man bisher in der Heimat als Eigentum und liebgewordene Tätigkeit besaß. Ein Trost mag es sein, daß kein einziger Grund innerhalb des Klosters oder seiner Schule gefunden werden kann, der zur Aufhebung der Töchterschule Anlaß geben konnte. Ich rufe als Zeugen für die erzieherische Tätigkeit der Klosterfrauen die vielen Hunderte von Schülerinnen auf, die seit langem schon im Leben stehen und dem Kloster und seiner Schule in Dankbarkeit verbunden blieben. Ich selber bin als Freund des Klosters und als Erzbischof durch das Verbot der Klosterschule schwer betroffen. Ich weiß, wie viele christliche Erziehungswerte damit den Schülerinnen verloren gehen. Ich weiß es aber auch, daß die Eltern damit sich um so mehr verpflichtet fühlen, ihre Töchter für Christus und seine Kirche zu erziehen. Ich selber werde dem Kloster meine Treue halten und durch Rat und Tat es unterstützen. Die Klosterfrauen muß der christliche Gedanke trösten, daß aus

dem Kreuz ein neuer Segen wachsen wird. Mit herzlichen Grüßen und meinem ganz besonderen bischöflichen Segen, Conrad (Gröber) Erzbischof. Nach dem Urteil der Chronistin folgten die Villingener Ursulinen ihrem Erzbischof in dieser Theologie des Kreuzes. In der Klosterchronik von St. Ursula heißt es nämlich diesbezüglich: „(Als mit Ende des Schuljahres Ostern 40 der Schlussakt kam), waren alle Anwesenden, Eltern, Schülerinnen und Lehrerinnen tief und schmerzlich bewegt, war es doch kein gewöhnlicher Schlussakt, sondern Schluß lt. Verordnung des Reichsministers. Die Schülerinnen der obersten Klassen spielten damals das ergreifende Stück ‚Im Kreuz ist Heil‘ – wir (Schwestern) haben das Kreuz als von Gott gesandt auf uns genommen und liebend zu tragen gesucht.“ Wir wissen heute, dass diese Haltung der Schwestern letztlich stärker war als die massive staatliche Gewalt, die ihnen ihre Schule nehmen wollte, und dass an St. Ursula gut 5½ Jahre später, (nämlich am 26. November 1945) bereits wieder 143 Schülerinnen aufgenommen werden konnten.



Der Kirche in eigen dem Satan beschworen
und beide der Volksgemeinschaft verstoßen

Eine der Karikaturen der Nazi-Propaganda aus dem Jahr 1935. Bitterböse Angriffe gegen Kirche und Ordensleute (erschieden in der SS-Zeitschrift „Das schwarze Korps“).

Kreuz ~~unterm~~ Hakenkreuz



„Kreuz unterm Hakenkreuz“ war eine Ausstellung – hier das Plakat dazu – überschrieben, die im November 2000 in den St.-Ursula-Schulen stattfand.

Mit Elisabeth Neugart durchs Städtle

Wenn sich die Mitglieder des Geschichts- und Heimatvereins alljährlich im Dezember zum besinnlichen Abend im Advent treffen, bei dem in familiärer Runde das alte Jahr verabschiedet wird und sich die Mitglieder schon etwas festlich auf die kommenden Feiertage einstimmen, dann darf eines nicht fehlen: Das Mundartgedicht von Elisabeth Neugart. Die „vereinseigene“ Dichterin hat immer ein poetisches Bonbon parat, das jeder gern und dankbar mit nach Hause nimmt. Claudia Wildi versteht es ausgezeichnet, die Neugart-Verse in echtem Villingerisch lebendig werden zu lassen. Im vergangenen Jahr nahmen

die beiden Frauen die Adventsgesellschaft mit auf einen Winterspaziergang durchs Städtle. Vorbei an den Brunnen führte der Weg. Bei den Figuren gab's immer eine kurze Zwiesprache mit den Maidle und Mannen, die bei der Kälte auf ihrem Podest hocken müssen. Aber die mussten bleiben, während die Spaziergänger sich nachher in der warmen Stube wieder aufwärmen konnten. Aber schön war's doch. Darum: Machen wir uns auf und wandern wir mit der Tochter von Hermann Alexander Neugart, der, im wahrsten Sinne des Wortes, ein gutes Stück Stadtgeschichte geschrieben hat, durch Villingen und freuen uns an ihren Versen.

Brunnespaziergang im Winter

*Häsch Freud am Gang durch d'Stadt im Summer,
bringts Dir im Winter au kon Kummer.
Manchs isch im Schnee eweng verwandelt,
weg sellem aber nit verschandelt.*

*Guck dert de Berthold, schwerbewehrt;
Ihn hät de Schnee bis jetzt nit gstört.
Der liitem uf em Helm, am Arm,
und giitem wellwäeg auno warm.*

*Im Riet bim Turm, wo Krakes schreie,
duets de Romaias fascht iischneie.
Jetzt hät sin Huet en wiiße Pfiff,
doch d'Pike hät er fescht im Griff.*

*I de Obere Stroß de Narro stoht;
er woëß, dass es degege goht.
Un duet de Schnee au noso garre,
so hond sies gäern, di räechte Narre.*

*Und d'Trachtemaidli hond, guck naa,
jetzt älli wiißi Kämppli aa
und ziihnets nab bis über d'Ohre;
die Drei sind scheints eweng verfrohre.*

*Bim Rietdoor guckt de Handwerksmaa,
ob de Schnee sim Rad nit schade kaa.
Maa au de Winter noso grolle,
er däts nomool ge Rottwil rolle.*

*Am Münschterbrunne, nit zum Schmuse,
liit sacht en Schnee uf manchem Buse
und macht debii nitmol Geräuscher.
Jetzt wirkt der Brunne zmols vill keuscher.*

*De Pfarrer Kneipp bim Kloschter danne
moscht di ganz Menschheit schtreng ermanne:
Wa schlotteret Ihr denn wie en Hund?
en kalte Umschlag isch doch gesund!*

*Nu d'Maria am Biggedoor
schtellt sich de Winter gmüetlich vor.
Friirt es au dusse Scheite und Bei,
si hät e Huus fer sich ellai.*

*Häsch Du die Brünne gnueg shtudiert,
kinnts sii, dass Dich a d'Ohre friiert.
Doch Du bisch jo us Fleisch und Bluet
und woesch, wamer degege duet.
Kaasch hintern warme Ofé gau,
muesch uf kon Brunneschtock nuffschtou!*

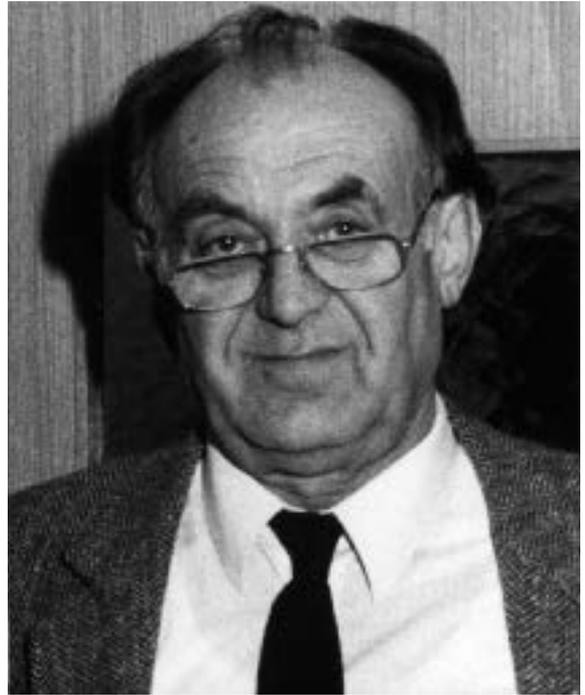
Hans Wenzel schaltet einen Gang zurück

Schon bevor er am 19. Oktober 2000 seinen 75. Geburtstag feierte, erklärte er seinen Mitstreitern im Redaktionsteam der Jahreshefte des Geschichts- und Heimatvereins, in Zukunft etwas kürzer treten zu wollen. Zehn Jahre hat er an der Gestaltung der Hefte wesentlich mitgewirkt und auch selbst Publikationen verfasst. Für diese Ausgabe hat er eine Übersicht über Beiträge zusammengestellt, die seit Anfang der 90er Jahre erschienen sind.

Der Südkurier nahm Wenzels Geburtstag zum Anlass, ihn ein wenig in den Mittelpunkt zu rücken und schrieb unter anderem:

Am Sachsenwäldle feiert das zweitälteste von sechs Kindern das 75. Wiegenfest. Johann Wenzel stammt aus der Nähe von Ölmütz in Mähren und absolvierte eine Banklehre. 1943 kam der Jubilar zum Militär, erlebte als Infanterist die Invasion und geriet in Gefangenschaft, aus der er 1946 nach Tuttlingen entlassen wurde. Auf dem Transport erlebte Johann Wenzel zum ersten Mal den Schwarzwald, der ihn an walddreiche Höhenzüge seiner Heimat erinnerte.

1951 kam er, nachdem er ein Jahr zuvor seine Eltern wieder gefunden hatte, nach Villingen in die Werbeabteilung von Kienzle Apparate. Bis auf eine siebenjährige Unterbrechung gehörte er der Firma an und ging als Leiter der Werbeabteilung



in den Ruhestand. 1957 trat er mit Lore Roth vor den Traualtar, seine Frau verstarb 1994. Eine Tochter, ein Sohn mit Schwiegertochter und drei Enkelkinder sind heute die ersten Gratulanten eines Menschen, der sich für die Villingen Geschichte interessiert seit er hier wohnt und über 30 Jahre Mitglied ist im Geschichts- und Heimatverein.

Gesamt-Inhaltsübersicht über wesentliche Beiträge seit dem Jahresheft XVI (1991/92)

Verfasser	Titel des Beitrages	veröffentlicht in Heft Nr.
I – Stadtgeschichte, Geschichte des Umlandes, Urkunden, Archäologie		
Sturm, Joachim	Entwicklung des Kreisgebietes von den letzten Jahren des Alten Reiches bis zum Schwarzwald-Baar-Kreis 1973	XVII
Schaude, Ernst	Der Südweststaat, Rückschau eines Zeitzeugen	XVII
Preiser, Hermann	Die Trennung der Stadt Villingen vom Hause Österreich	XVII
Gebauer, Gerhard	Villingen-Schwenningen, 20 Jahre gemeinsame Stadt	XVII
Faust, Morand	Der 2. Weltkrieg, die letzten Tage	XVII
Tocha, Michael	Erinnerungen an eine alte Stadt, Buchbesprechung	XVIII
Huger, Werner	Faust, Morand: Erinnerungen an das Kriegsende 1945	XVIII
Preiser, Hermann	Villingen nach dem Dreißigjährigen Krieg	XVIII
Huger, Werner	Archäologische Ausgrabungen 1992/1993 in der Villingen Gerberstraße	XVIII
Huger, Werner	1945 22. Februar: Bomben auf Villingen und Schwenningen	XIX
Redaktion	Die Einwohner-Entwicklung Villingens in den letzten 200 Jahren	XIX
Kubach, Rudolf, Dr.	Wiederaufbau der Stadt Villingen nach dem 2. Weltkrieg, Der Beitrag der Wirtschaft	XIX
Jenisch, Bertram	Archäologische Spuren zur Entstehung einer „Zähringer Städtegründung“, Villingen	XIX
Preiser, Hermann	Die Warenburg	XIX
Huger, Werner	1000 Jahre Villingen und die Zähringer	XX
Hillesheim, Peter	Seit 141 Jahren Sparkasse VS	XX
Conradt-Mach, Annemarie	Villingen 1918-1933, Provinzstadt zwischen Tradition und Moderne	XX
Winterhalder, Klaus	1999 – 1000 Jahre Marktrecht zu Villingen	XXI
Redaktion	Marktrecht-Urkunde – Deutsche Übersetzung	XXI
Jauch, Gerd	Mehr Licht ins Dunkel der Villingen Geschichte	XXI
Klug-Treppe, Jutta	Römische Gutshofanlage in Überauchen	XXI
Bräun, Wolfgang	Die 900-Jahr-Feier 1899	XXII
Speck, Dieter	Die Erbhuldigung und ein Besuch Kaiser Maximilians in Villingen	XXII
Rath, Günter	Vom Wandel der Dinge: die Panzer zogen ab – die Beziehungen blieben	XXII
Steinbrück, Siegfried	Marschall Tallard - die Belagerung Villingens im Jahre 1704 – von der anderen Seite aus gesehen	XXII
Eichholz, Barbara	Das Villingen Münster – Aspekte der baulichen Gestaltung und Ausstattung	XXII
Redaktion	Zeitleiste zur Villingen Geschichte von den Anfängen bis 1999	XXIIIa
Zotz, Thomas	Der Anlaß zum Jubiläum: Das Marktrechtsprivileg Ottos III. für Graf Berthold	XXIIIa
Schulze, Ute	Das Villingen Krankenhaus und seine Vorläufer	XXIIIa
Redaktion	Villingen Persönlichkeiten aus acht Jahrhunderten	XXIIIa
Kottmann, Ingeborg	Die Stadtbezirke von Villingen-Schwenningen; die „Idylle“ bewahrt	XXIIIa
Gebauer, Gerhard	Die Stunde Null	XXIIIa
Schulze, Ute	Geschichte Villingens anhand von Versammlungsstätten	XXIIIa
Müller, Herbert	Zeitreisen von Zeitenwende zu Zeitenwende	XXIIIa
Colli, Hermann	Faszination einer Zeitreise - Villingen	XXIII
Conradt-Mach, Annemarie	Freudig tret ich in deinen jungen Staat Badenia,	XXIII

Verfasser	Titel des Beitrages	veröffentlicht in Heft Nr.
Raub, Michael	Neue Erkenntnisse zur Stadtgeschichte	XXIII
Walz, Klaus	Villingen wird 1000 Jahre alt...	XXIII
Jäger, Wolfgang	Zurück zu den Wurzeln – die Beziehungen der Universität Freiburg zu Villingen	XXIII

II – Kirchen, Klöster, Baudenkmäler, Brunnen, Höfe, Gaststätten, Straßen, Plätze, Friedhöfe

Fuhrer, Elmar	Das Villingener Rathaus vor der Renovierung und Sanierung 1992/93	XVII
Mertens, Dieter	Das Franziskanerkloster in Villingen	XVIII
Maulhardt, Heinrich	Die Nutzung des ehemaligen Franziskanerklosters heute	XVIII
Fuhrer, Elmar	Villingener Rathaus Renovierung und Sanierung	XVIII
Baumann, Uta	Gastlichkeit im alten Villingen, Blume-Post	XVIII
Pleithner, Herbert	Kaiserturm, Renovierung 1992/1993	XVIII
Pleithner, Herbert	Kaiserturm, lebendige Stadtgeschichte	XIX
Huger, Werner	Geschichte der Mauer- und Tortürme	XIX
Fuchs, Josef	Die Restaurierung der Villingener Benediktinerkirche	XX
Müller, Kurt	Erinnerung an die Bickenkapelle	XX
Berweck, Wolfgang	Das Heilig-Geist-Spital zu Villingen im Schwarzwald	XX
Kauder, Siegfried	Die Geschichte der Feldner Mühle	XX
Huger, Werner	Das Alte Rathaus in Villingen	XXI
Müller, Kurt	Vom Altenheim zum Altenpflegeheim St. Lioba	XXI
Preiser, Hermann	Die frühere Waldmühle und ihre Nachfolger	XXI
Hermle, Lambert	Ein altes Bild gibt davon Kunde	XXII
Schulze, Ute	Wenn Steine reden könnten... Einige Villingener Gebäude und ihre Geschichte	XXII
Merkle, Klaus	Erinnerungstafel an das „Male“ von der Breite Mühle	XXII
Jörres, Werner	Feierliche Enthüllung des restaurierten Bertolddenkmals	XXII
Ehnes, Dieter	Die Benediktinerkirche in Villingen und die Studienkirche in Dillingen	XXIII
Huger, Werner	Die evangelische Johanneskirche von Osten	XXIII
Haas, Walter, K. F.	Der Marktplatz zu Villingen	XXIII
Colli, Hermann	Bickentor im Visier	XXIII
Huger, Werner	Das mittelalterliche Sühnekreuz in Obereschach	XXIII
Kottmann, Ingeborg	Aus der Geschichte des Villingener Friedhofs	XXIII

III – Kunst, Literatur, Personen, Museen, Brauchtum

Redaktion	Museen Villingen-Schwenningen, Literaturliste	XVII
Woll, Gunda	Mach Krueg, Haeffen, Kachel und Scherben	XVII
Müller, Kurt	Villingener Ordenstrachten	XVII
Heinzmann, Gertrud	Richard Ackermann zum 100. Geburtstag	XVII
Heinzmann, Gertrud	Waldemar Flaig zum 100. Geburtstag	XVII
Woll, Gunda	Karl Kratt, Schlössersammlung	XVII
Muhle, Herbert	Ein Künstlerleben, Waldemar Flaig zum hundertsten Geburtstag	XVII
Redaktion	Dr. Wilhelm Binder 80 Jahre alt	XVIII
Stadler, Josef	Der Polizei-Baltes	XVIII
Bode, Eugen	Die Memoiren des Ober-Postinspektor Joseph Stadler	XVIII
Stadie, Babette	Franziskaner-Klosterbibliothek, vier Inkunabeln kehren zurück	XIX
Müller, Kurt	Villingener Motivbilder und Motivgaben	XIX
Redaktion	Glocke aus Villingen	XIX
Hawner, Johannes	Gedicht - „Villingen“	XIX
Jansen, Erna	Gedicht - „Wegchrüz“	XIX

Verfasser	Titel des Beitrages	veröffentlicht in Heft Nr.
Redaktion	Die Fußwallfahrt auf den Dreifaltigkeitsberg	XIX
Hirt, Gerhard	Gullerfiguren einmal anders	XIX
Redaktion	Uta Baumann wurde Ehrenmitglied unseres Vereins	XIX
Redaktion	Marta Dold, Ehrenmitglied des Geschichts- und Heimatvereins Villingen	XIX
Stadie, Babette	Ferdinand Förderer (1814-1889)	XIX
Preiser, Hermann	Joseph Victor von Scheffel in Rietheim	XIX
Hütt, Michael	Konzept Franziskanermuseum, Kulturgeschichte	XX
Redaktion	„Altertümer“ des Franziskanermuseums 13. und 20. Jahrhunderts,	XX
Brüderle, Bärbel	Gedicht – Iisere Alige, iisere Plän emol so g sait –	XX
Conradt, Uwe	Albert Säger, Villingen Maler, der Handwerker als Künstler	XX
Redaktion	Bader, Karl Siegfried, Prof. Dr. Dr. h. c., Gratulation zum 90. Geburtstag	XX
Berweck, Wolfgang	Wolfgang Blessing, Nachruf	XX
Trischler, Edgar Herm.	Hans Hauser – Gedenkfeier	XX
Hecht, Winfried	Leo dem Juden, seßhaft zu Villingen	XX
Bode, Eugen	Aus den Memoiren des Ober-Postinspektor Joseph Stadler	XX
Stadie, Babette	Katalog der Bibliothek des Franziskanerklosters Villingen	XXI
Rath, Günter	Fassadenmalerei am Alten Rathaus zu Villingen	XXI
Rommelspacher, Stephan	Die Silbermann-Orgel der Benediktinerkirche zu Villingen	XXI
Huger, Werner	Villingen Sagen und Legenden	XXI
Boewe, Heinrich	Buchbesprechung SABA, Die Produktion von 1924-1949	XXI
Neugart, Elisabeth	Es Villingen Heilwasser	XXI
Hermle, Lambert	Ein altes Bild gibt davon Kunde	XXII
Gentner, Walter E.	Das Kleinod an der Villingen Narroscheme	XXII
Huger, Werner	Der „Riese“ Romäus – Wirklichkeit, Legende und Deutung	XXII
Riedel, Bernd	Prof. Fritz Kaiser (1891-1974) – Erinnerungen an einen großen Künstler aus Villingen	XXII
Boewe-Koob, Edith	Liturgische Kostbarkeiten, Fragmente aus den Villingen Archiven	XXII
Redaktion	Nachruf für Uta Baumann	XXII
Redaktion	Nachruf für Marta Dold	XXII
Kurt Müller	Die katholische Kirche in Villingen im 19. und 20. Jahrhundert	XXIIIa
Martin Treiber	Die evangelische Kirchengemeinde in Villingen	XXIIIa
Schulze, Ute	Dr. Wilhelm Binder	XXIIIa
Lehmann, Patricia	Karl Brachat	XXIIIa
Muhle, Herbert	Wilhelmine Flaig	XXIIIa
Fuhrer, Elmar	Richard Fuhrer	XXIIIa
Maulhardt, Heinrich	Abt Gaisser	XXIIIa
Schulze, Ute	Benjamin Grüninger	XXIIIa
Lehmann, Patricia	Ursula Haider	XXIIIa
Huger, Werner	Matthäus Hummel	XXIIIa
Hirth, Gerhard	Herbert Kienzle	XXIIIa
Kottmann, Ingeborg	Joseph Kraus	XXIIIa
Lehmann, Patricia	Hans Kraut	XXIIIa
Walz, Annelore	Anna Morgin	XXIIIa
Lehmann, Patricia	Trudpert Neugart	XXIIIa
Redaktion	Villingen Persönlichkeiten aus acht Jahrhunderten	XXIIIa
Walz, Annelore	Katharina Riegger	XXIIIa
Baumann, Dieter	Paul Riegger	XXIIIa
Baumann, Dieter	Christian Roder	XXIIIa
Baumann, Dieter	Johanna Scherb	XXIIIa

Verfasser	Titel des Beitrages	veröffentlicht in Heft Nr.
Kottmann, Ingeborg	J. E. Schleicher	XXIII _s
Lehmann, Patricia	Johanna und Hermann Schwer	XXIII _s
Baumann, Dieter	Schwester Maria Pirmina	XXIII _s
Hütt, Michael	Johann Ludwig Ungelehrt	XXIII _s
Baumann, Dieter	Max Weinmann	XXIII _s
Winkler, Firma	Fridolin Winkler	XXIII _s
Adrion, Heinrich	Die Münsterkanzle zu Villingen	XXIII
Hermle, Lambert	Die Tracht der Altvillingerin	XXIII
Boewe-Koob, Edith	Eine Handschrift aus dem Franziskanerkloster in Villingen	XXIII
Tocha, Michael	Die Villingen Benediktiner und die Universität Dillingen – Besinnung und Aufbruch	XXIII
Schulz, Ute	Die Benediktiner von St. Georgen zu Villingen	XXIII
Zettler, Alfons	Wer war Graf Bertold, der im Jahre 999 von Kaiser Otto III. das Marktrecht für Villingen erhielt?	XXIII
Redaktion	Klaus Haubner wird Ehrenmitglied – Gäste, Gönner, Gratulanten...	XXIII
Tocha, Michael	Hermann Preiser als Historiker	XXIII

Eine Vielzahl von Vorträgen und Exkursionen bestimmte das Bild des Jahres 2000. Ein erster Höhepunkt war dabei der Vortrag des Rektors der Freiburger Albert-Ludwigs-Universität, **Prof. Dr. Wolfgang Jäger**, der im Rahmen der Jugendinitiative Schwarzwald-Baar beim Geschichts- und Heimatverein am 24. Januar zum Thema „**50 Jahre Demokratie in Deutschland**“ sprach. Prof. Jäger, der am Villingener Romäusring-Gymnasium sein Abitur machte, hob hervor, dass sich in 50 Jahren in Deutschland eine stabile Demokratie entwickelt hat; Höhepunkt dieser Erfolgsgeschichte sei die Wiedervereinigung 1990. Hauptaugenmerk des Vortrags aber waren zunächst die ersten 40 Jahre deutscher Demokratieentwicklung. Messlatte der Stabilität sei die Adenauer-Ära, sowohl im Parlamentarismus-Verständnis, als auch im Parteiensystem.

Der 1999 zum Stadtjubiläum ausgefallene Vortrag von Alt-OB **Dr. Gebauer** zur „**Entstehungsgeschichte der Stadt Villingen-Schwenningen**“ wurde am 3. Februar nachgeholt. Die Gründung der gemeinsamen Stadt ist für den Referenten, der zusammen mit seinem Villingener Kollegen Severin Kern die politischen Ereignisse der Jahre 1968 – 1972 und die Entwicklung zur Fusion wesentlich gestaltet hat, ein Zeichen für eine kommunale Neuordnung ebenso wie für eine neue Stadtentwicklung.

In der **Jahreshauptversammlung** wurden Dr. Kury als zweiter Vorsitzender und Claudia Wildi als Schriftführerin in ihren Ämtern einstimmig bestätigt.

In einer gemeinsamen Veranstaltung mit dem Stadtarchiv referierte **Stefan Aßfalg** über „**Fremdarbeiter in Villingen**“, ein Thema, das in diesem Jahr die aktuelle historisch-politische Diskussion stark beschäftigte.

Gaststätten in Villingen auf Postkarten und alten Bildern zeigte gemeinsam mit Eva Mößner in einem sehr gut besuchten Diavortrag **Manfred Hildebrand** am 7. April.

Ein großartiger Höhepunkt war die Sonderexkursion nach **Israel und Jordanien**. Hermann Colli hat diese Reise in einer beeindruckenden Sonderzeitung zusammengefasst. Bedeutende und begeisternde Orte der Geschichte waren die eine Seite dieser Reise, aber zu Recht wurde hingewiesen, wie betroffen trotz viel Sensibilität bei unserer Führerin Marika der Besuch der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem alle Reise-Teilnehmer gemacht hat. Der Geschichts- und Heimatverein und die Mitglieder der Reisegruppe haben sich mit einem schwierigen Kapitel der Geschichte in aller Offenheit auseinandergesetzt.

Am 5. Mai führte uns **Dr. Felix Muhle** durch das **Schlosstheater in Ludwigsburg**, ein singuläres Zeugnis für Geschichte, Kunst und Technik des 18. und 19. Jahrhunderts. Abgerundet wurde dieser Besuch durch eine Führung durch das Blühen- de Barock.

Lebenswelten in Freiburg und Villingen in der Zeit der Pest-Flucht in der Frühzeit der Universität Freiburg skizzierte in einem eindrucksvollen Vortrag Studienreferendarin **Isabel Schaeffer**.

Zur Tradition geworden ist die Fußwallfahrt von vielen Villingener Gläubigen auf den **Dreifaltigkeitsberg**. In Zusammenarbeit mit den katholischen Kirchen Villingens führte **Adolf Schleicher** die Gruppe wieder sicher durch die Nacht auf den „Berg“.

Besonders für die Fachleute ein Schmankerl war das Referat von **Prof. Klaus Humpert** zur „**mittelalterlichen Stadtplanung der Zähringerstädte**“ im Juni.

Die **Jahresexkursion nach Nordtirol** führte zur

Begegnung der GHV-Reisenden mit den Habsburgern und der Villingener Vergangenheit. In Städten, Burgen, Schlössern und Kirchen wurden wir mit Menschen und historischen Ereignissen konfrontiert, die auch Teil der eigenen Stadtgeschichte sind. Den angenehmen Rahmen dieser Reise lieferte das **Hotel Schwarz in Mieming**.

Bewährtes Zugpferd im Rahmen unseres Vortragsprogramms war auch in diesem Jahr wieder unser Münsterpfarrer. **Dekan Müller** zeigte in seinem Lichtbildervortrag eindrucksvoll den Stellenwert der Denkmale christlichen Glaubens in unserer und um unsere Stadt. Der Diavortrag „**Religiöse Volkskunst in Stadt und Land**“ belegte überzeugend die durch sie geschaffenen kleinen Akzente von Wärme und Liebenswürdigkeit in einer Stadt.

Blaubeuren, Wiblingen, Obermarchtal und Zwiefalten waren das Ziel unserer Tagesexkursion mit **Finanzpräsident Prof. Dieter Hauffe**, dessen exzellentes Wissen und angenehme Art wiederum von allen Reiseteilnehmern hoch geschätzt wurde. Eine weitere Begegnung mit den Habsburgern verdanken wir der Organisation von **Josef Ziegler** und dem großen Wissen von **Barbara Eichholtz**, die uns Ende der Sommerferien nach

Wettingen, Königsfelden und auf die Habsburg führten. **Das Stammland der Habsburger** beeindruckte uns dabei ebenso wie die Kunst in der **Fondation Beyeler** in Riehen bei Basel.

Wie wichtig die Tageszeitung für die Heimatgeschichte ist und wie viel die Zeitung der Heimatgeschichte verdankt, führte uns der Chefredakteur des Südkurier, **Werner Schwarzwälder**, vor Augen.

Das Moderne in der Kunst war Thema eines Diavortrags von **Studiendirektor Bernhard Fabry**, der uns eindrucksvoll belegte, welche Eigenschaften die zeitgenössische Kunst von früheren Kunstepochen unterscheidet.

Als großartiges Zugpferd zeigte sich auch wieder der Freiburger Volkskundeprofessor **Dr. Werner Mezger** mit seinem Vortrag über die **Formen marianischer Frömmigkeit**.

Einen Blick in den Stadtbezirk Schwenningen warfen wir mit unserem Mitglied **Dieter Ehnes**, der uns die **Schwenninger Pauluskirche und ihren Erbauer Martin Elsässer** vor Ort vorstellte.

Abschluss des Vereinsjahres war der inzwischen zur Tradition gewordene **besinnliche Abend** im Hotel Diegner.

Die Autoren

Dr. Edith Boewe-Koob, geboren in Frankfurt/Main, größtenteils in Villingen aufgewachsen, studierte in Trossingen und Zürich Klavier und Gesang und schloss beide Studiengänge jeweils mit einem Staatsexamen ab. Nach langjähriger Konzerttätigkeit studierte sie an der Universität Freiburg Musikwissenschaft, lateinische Philologie des Mittelalters und Geschichte und promovierte 1994 über ein Antiphonar aus dem frühen 10. Jahrhundert. Edith Boewe-Koob ist Mitglied der internationalen Forschungsgruppe Cantus planus und ihre Forschungsergebnisse werden in Fachbüchern veröffentlicht.

Hermann Colli, Journalist, geboren 1934 in Warburg in Westfalen, kam 1957 nach Villingen. Redakteur beim Südkurier und Schwarzwälder Bote, seit 1996 im Ruhestand. Heute freier Mitarbeiter. Mitglied im Geschichts- und Heimatverein Villingen, zuständig für Presse und Öffentlichkeitsarbeit.

Dieter Ehnes, Dipl.-Ing., geboren 1939 in Frankfurt am Main, Architekturstudium TH Darmstadt, seit 1970 als freier Architekt und Stadtplaner in Villingen tätig. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins. Seit dem Studium Beschäftigung mit Kunst- und Baugeschichte.

Walter E. Gentner, 1932 in der Villingener Badgasse geboren. Nach Haupt- und Berufsschule zwei Handwerksberufe erlernt (Schuhmacher und Schuhmodelleur). Später beruflich umgesattelt und bis zu seiner Pensionierung bei der Firma Binder Magnete tätig. Widmet sich in der Freizeit seit Jahrzehnten der Malerei und der Heraldik. Seit über 30 Jahren Autodidakt für Narrohäs- und Fassmalerei.

Walter K. F. Haas †, geboren in Villingen, Jahrgang 1926, 49 Jahre im Dienst der Villingener Stadtverwaltung, seit 1969 Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins, Stadtführer der Tourist-Service, Villingener Hobbyhistoriker und Häuserforscher, Experte für Straßennamen. Als Schachexperte Autor von 9 Broschüren und 300 Beiträgen. Verstorben 2000.

Werner Huger, geboren und aufgewachsen in Villingen, Jahrgang 1931, Studium der Wirtschaftswissenschaften und der Literaturgeschichte, Diplomhandelslehrer, Oberstudiendirektor i.R., bis 1990 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen, seit 1993 Ehrenmitglied.

Dr. Josef Oswald, Jahrgang 1942, studierte Englisch, Geschichte und Politik an den Universitäten Bonn und Freiburg. Er ist seit 1990 Schulleiter der St.-Ursula-Schulen in VS-Villingen.

Hermann Preiser, geboren und aufgewachsen in Villingen, Jahrgang 1908, Fabrikant, seit über 40 Jahren in der Heimatforschung tätig, zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der Stadt und der Landschaft, war bis 1990 zweiter Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen und ist Ehrenmitglied.

Günter Rath, Jahrgang 1948, Studium der Anglistik, Geschichte und Politik, Lehrer am Wirtschaftsgymnasium, 1991–1996 Referent im Staatsministerium, seit 1997 im Kultusministerium von Baden-Württemberg. 1991–1992 Zweiter Vorsitzender, seit 1992 Erster Vorsitzender des Geschichts- und Heimatvereins Villingen.

Ute Singer, geboren 1930 in Villingen. Studium an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg, anschließend Lehrerin bis zur Verheiratung und Mithilfe im Geschäft ihres Mannes. Das Interesse an Geschichte und Kunstgeschichte sowie das väterliche Beispiel führen Sie zum Geschichts- und Heimatverein.

Wilfried Strohmeier, Jahrgang 1970, ist Redakteur beim Schwarzwälder Boten in Donaueschingen. Der gebürtige Bad Dürrheimer kam nach einer kaufmännischen Ausbildung 1997 zum Journalismus. Er ist Mitglied der Literarischen Werkstatt Villingen-Schwenningen.

Artur Summ, geboren 1925 in Villingen. Übernahm 1957 die 30 Jahre zuvor von seinem Vater gegründete Schreinerei, die sich durch hochwertige und feinste Verarbeitung von Holz, Glas und Metall auszeichnete. Seit seinem Ruhestand 1990 ist Aquarellmalen eines seiner Hobbys. Mitglied des Geschichts- und Heimatvereins.

Claudia Wildi, geb. 1969, Abitur am Wirtschaftsgymnasium VS, Studium der Betriebswirtschaft, seit 1998 Schriftführerin unseres Vereins.



WIEBELT

Buchhandlung

Bei uns in der Buchhandlung tun Sie sich leichter mit Bücherwünschen. Bücher gibt's bei uns in Hülle und Fülle, z. B.:

zum Vorlesen und Selberlesen
zum Lernen und Studieren
zum Informieren und Ratholen
zum Anschauen und Genießen
zum Lachen und Trösten
zum Erzählen
zum Träumen
zum Verschenken

*Merke: Es gibt nur sehr wenige
Situationen jedes menschlichen
Lebens, in denen man keine
Bücher lesen kann.*

Kurt Tucholsky

Also – herzlich willkommen!

F.K. Wiebelt GmbH & Co. KG – Buchhandlung

Bickenstraße 6-8

78050 Villingen-Schwenningen

Tel. 0 77 21/98 00-30 | Fax 0 77 21/98 00-35

www.wiebelt.de | buchhandlung@wiebelt.de



ualität bedeutet
im Wesentlichen,
jedem Detail
Aufmerksamkeit
zu schenken.



**IHR PARTNER FÜR
GUTEN DRUCK**

Druckerei W. Leute

Wehrstraße 3

78050 VS-Villingen

Tel. 07721 / 84 56-0

Fax 07721 / 5 68 60



deadline?

Sie möchten schnell Ihre Sprachkenntnisse verbessern, weil Sie eine ganz andere Deadline vor Augen haben? Und das praxisnah und effizient? Wie bieten Ihnen mit unseren Crash-Kursen die allerbesten Möglichkeiten:

- Alle Sprachen
- Bis zu 50 Unterrichtsstunden pro Woche
- Team von erfahrenen, muttersprachlichen Trainern
- Maßgeschneidertes Programm mit individuellem Lerntempo

**Rufen Sie uns doch mal an –
ganz unverbindlich**



Bickenstraße 17 · 78050 VS-Villingen

077 21 / 57016



Ambiente in Holz, Glas und Metall

Holz – Schreinerei

Maßarbeit: Einbauten in allen Holzarten, private Bibliotheken, Schrankwände, Wand- und Deckenverkleidungen für höchste Ansprüche

Glas

Fenster, Kunststoff-, Holz-, Panzerverglasung, Vitrinen

Metall

Wintergärten, Glasfassaden, Automatiktüren, Alufenster

Artur Summ GmbH & Co.

Vockenhauser Str.12 • 78048 VS-Villingen • Tel. 0 77 21 / 8 42 70